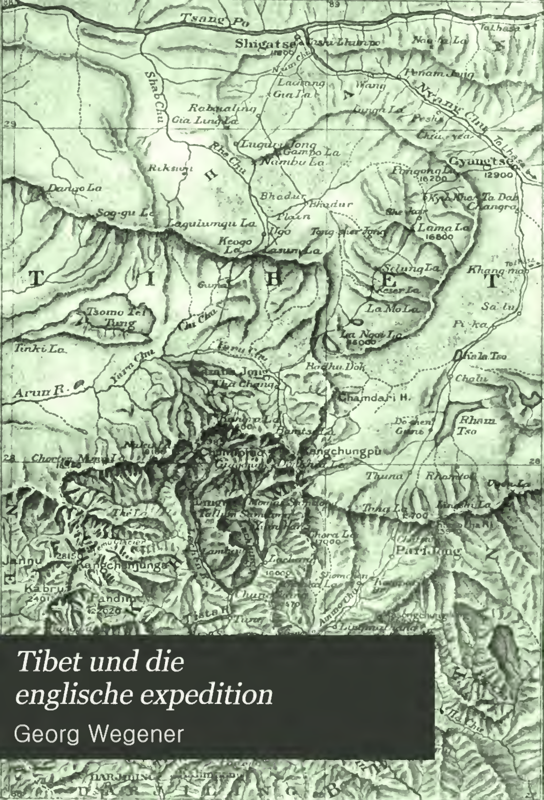


Tibet und die englische expedition

Georg Wegener

Georg Wegener

Tibet.



TIBET

und die englische Expedition.

Von

Dr. Georg Wegener.

Mit zwei Karten und acht Vollbildern.

Halle a. S.
Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H.
1904.

Freifrau Margarete von Richthofen

geb. von Webern

in großer Verehrung und aufrichtiger Freundschaft

zugeeignet.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Name, Grenzen, Größe des tibetischen Reiches	3
II. Die Entwickelung der Kenntnis von Tibet	6
III. Die Landschaft	24
IV. Klima und Erzeugnisse	41
V. Die Tibeter	55
VI. Verkehrswege und Handel	80
VII. Lhassa	90
VIII. Die politische Geschichte Tibets bis zur Gegenwart	106
IX. Tibet und England	121
Literarische Anmerkungen	144

Illustrationen.

Der Berg Potala (nach Grubers Zeichnung) zu S. 99.

Plan von Lhassa (vergrößert nach einer Nebenkarte in „Petermanns Mitteilungen".)

Spezialkarte der Englischen Expedition (aus dem „Geographical Journal").

Allgemeine Übersichts-Skizze mit Größenverhältnis, S. 37.

Yamdok-tso (Skorpion-See) zu S. 37.

Der Fluß Kitschu mit der Straße nach Lhassa, zu S. 38.

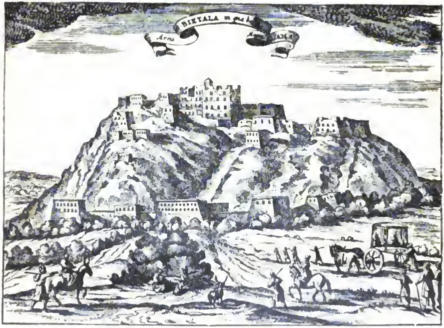
Kloster Galdan, zu S. 62.

Obo in der Nähe von Lhassa, zu S. 71.

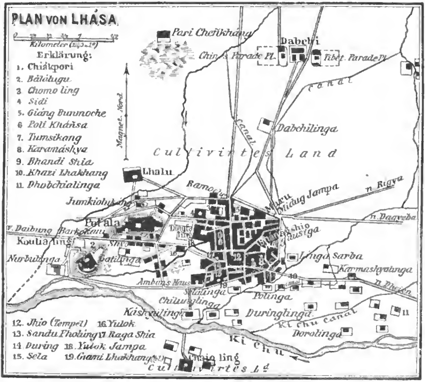
Durchgangstor zwischen dem Potala und Tschagpori in Lhassa, zu Seite 72.

Gyangtse, zu S. 77.

Landschaft in der Umgebung von Lhassa, zu S. 90.



Potala nach Grubers Zeichnung vom Jahre 1661 (S. 99).


PLAN VON LHÁSA
Kilometer
Erklärung:
1. Chiakpori
2. Bálálugu
3. Chomo ling
4. Sidi
5. Giáng Bummoche
6. Poli Khánsa
7. Tumsikang
8. Karamáshya
9. Bhandi Shia
10. Khazi Lhakhang
11. Dhobchialinga
12. Jhio (Tempel)
13. Sandu Pholing
14. During
15. Sela
16. Yulok
17. Raga Shia
18. Yulok Jampa
19. Gami Lhakhang
Magnet. Nord
Pari Chenkhang
Dabchi
Chin. Parade Pl.
Tibet. Parade Pl.
Canal
Dabchilinga
Cultivirtes Land
Lhalu
Ramoche
Jampa
n. Rigya
n. Dagreba
Junkiolu
Potala
Koulia ling
Narbulinga
Batilinga
Ambans Haus
Linga Sarba
Karmashyalinga
Polinga
Chilunglinga
Kishyulinga
Duringlinga
Ki Chu Canal
Dorolinga
Ki Chu
Cultivirtes Ld

THE ROADS FROM SIKHIM INTO TIBET.



Einleitung.

Tibet ist das einzige unter den großen Kulturländern Asiens, dem es bis heute gelungen ist, sich ähnlich wie noch vor wenigen Jahrzehnten China, Japan, Korea, Annam u. a. streng gegen die Außenwelt abzuschließen. Gegenwärtig scheint es aber, als ob die diplomatisch-kriegerische Verwickelung mit England auch für den mysteriösen Priesterstaat von Lhassa die Stunde heraufführen wird, wo er seine Tore dem Weltverkehr öffnen und sich in das große Netz des gemeinsamen Lebens einordnen muß, mit dem die Energie der weißen Rasse den Erdball umspinnt.

Mit wohlberechtigter Aufmerksamkeit verfolgt die Kulturwelt diesen Vorgang. Tibet ist infolge der Seltsamkeit und Großartigkeit seiner Landesnatur wie der Merkwürdigkeit seiner Zivilisation — gerade weil der hohe Reiz schwer zu lüftender Geheimnisse über ihm lag — schon lange ein Gegenstand größten Interesses für die geographische und ethnologische Forschung gewesen. In letzter Zeit beginnt aber auch für sein politisches Schwergewicht ein Verständnis in weitere Kreise zu dringen. Dieses Schwergewicht liegt in der Bedeutung, die der vor den Toren Indiens gelegene Erdraum für die britisch-indische Machtstellung besitzt, und noch darüber hinaus in dem weitreichenden Einfluß, den der Dalailama, der buddhistische Pabst, auf die Völkerwelt ganz Inner- und Ostasiens ausübt. Aus beidem

erklärt sich die Wichtigkeit der Rolle, die Tibet gegenwärtig in dem großen Machtkampf zwischen England und Rußland zu spielen begonnen hat — oder, wie man heute, bei Eintritt einer ganz neuen, überraschenden Phase in der Geschichte Ostasiens, vielleicht richtiger und weiterschauend sagen muß: in dem künftigen Kampf der weißen und einheimischen Rassen um Asien überhaupt.

Im folgenden soll deshalb ein kurzer Abriß dessen gegeben werden, was wir heute über Tibet, seine Landesnatur, sein Volk und seine Geschichte trotz der Schwierigkeiten seiner Erforschung bereits wissen, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse, die für die Pläne Englands von Bedeutung sind.

I.

Name, Grenzen, Größe des tibetischen Reiches.

Der Name Tibet findet sich unter verschiedenen Variationen schon früh im Abendlande vor. So nennt Edrisi ihn in der Form Tobbat um 1154 n. Chr., Marco Polo sagt Tebot, Odorico de Pordenone bereits Tibet. Viel früher, schon im 4. Jahrhundert, begegnet er in den chinesischen Annalen. Herrschend gemacht wurde er durch die wissenschaftlichen Arbeiten der Jesuiten (vgl. S. 14). Bei den Tibetern selbst ist er aber fast unbekannt. Es kommt die Bezeichnung Thod-bod, die auch Thö-pö gesprochen wird, in tibetischen Büchern vielfach vor, aber sie bezeichnet nicht das ganze Gebiet, sondern nur die höchsten, am wenigsten bewohnten Teile; das gesamte Reich und insbesondere ihre eigenen Wohnsitze nennen die Tibeter Bodyul. Hierbei ist yul nur die Bezeichnung für „Land“; die Etymologie von Bod ist noch umstritten; anscheinend ist es aber ein sehr alter Name, da man ihn in den von Ptolemaios genannten Volksnamen der Bautae (vgl. S. 9) wiedererkennen möchte. Name.

Der Umfang des Reiches Tibet deckt sich nicht ganz mit der großen. im Norden der indischen Ebenen emporsteigenden Hochlandsmasse, auf der es liegt. Es wird im Süden begrenzt von dem britischen Vorderindien und Birma, sowie von den selbständigen Himalaya-Staaten Nepal und Bhutan, im Westen von dem englischen Vasallenstaat Kasch- Grenzen.

mir, zu dem heute das ursprünglich tibetische Ladak gehört, im Osten und Nordosten von dem eigentlichen China, im Nordwesten von dem zum chinesischen Reiche gehörigen Ostturkestan. Doch sind die Grenzlinien, die unsere Karten angeben, (vgl. die beigegebene Übersichtskarte und die Figur 1 auf S. 37), in Wirklichkeit fast nirgends fest bestimmt. Da sie größtenteils durch unerforschte Hochgebirgsregionen durch breite Wüstenzonen führen, die entweder ganz menschenleer sind, oder nur von schweifenden Nomaden verschiedener Nationalität vorübergehend besucht werden, so liegt ein Interesse ihrer genauen Absteckung nicht vor. Außerhalb der von den Tibetern dauernd bewohnten Hochtälern kann man nur von gewissen Fixpunkten, wie bekannten Pässen, Märkten, Befestigungen, Goldfundstätten oder von einzelnen Siedelungs- und Verkehrslinien sagen, daß sie zum tibetischen Staatsgebiet oder einem benachbarten gehören.

Ganz allgemein gesprochen verläuft die Südgrenze im wesentlichen auf dem Hauptkamme des südlichsten Himalaya-Zuges, über den es mit der Zunge des Tschumbi-Tals östlich von Sikkim nach Süden ausgreift. Auch östlich von Bhutan wird die Grenze bis dicht an das Tiefland von Assam verlegt, doch ist der östliche Himalaya eine einsame, von wilden, in Wirklichkeit wohl ziemlich unabhängigen Bergvölkern bewohnte Gegend. Ähnlich ist es bei der Berührung mit Oberbirma. Die Ostgrenze verläuft, völlig im Fließen, über die weitgehend noch unerforschten, vielfach von kaum bekannten Stämmen bewohnten Randgegenden des Hochlandes in der Weise, daß noch mehr oder minder große Teile desselben zum eigentlichen China und zwar den Provinzen Jünnan, Szetschwan und Kansu gehört. Die Nordgrenze deckt sich ungefähr mit dem Nordrande des Hochlandes. Die Westgrenze endlich verläuft ungefähr vom Durchbruch des Keria-Flusses durch den Kwenlun zu dem des Sadletsch durch den Himalaya, sodaß hier der schmalere

Westen der Hochlands-Masse als zu Kaschmir gehörig, losgetrennt wird.

Es ist deshalb nicht möglich, für das Gesamtareal des tibetischen Reiches mehr als stark abgerundete Zahlen zu geben. Nach Hermann Wagners Berechnung ist der Flächeninhalt rund 1900000 qkm, also mehr als dreimal die Größe des deutschen Reiches. Doch ist dabei zu bemerken, daß der ganze Nordwesten, das ungeheuere Gebiet der großen, unbewohnten Hochflächen, praktisch ganz herrenlos ist, und daß auch der Nordosten, die sogenannte Provinz Kukunoorien, politisch nur in einem nicht ganz klaren, jedenfalls aber sehr losen Verhältnis zur Regierung von Lhassa steht. Flächeninhalt.

Die Bevölkerungszahl kann noch weniger zuverlässig angegeben werden. Die Meinungen darüber weichen sehr von einander ab. Nach Wagner ist sie mit $1^1/_2$ Millionen hoch genug geschätzt. Auch wenn man sich vergegenwärtigt, daß der größte Teil der Menschen in einigen Hochtälern sich zusammendrängt, so bleibt die Bevölkerungsdichte immer noch eine überaus geringe, und es ist zu bewundern, daß diese kleine, weit über ein unwirtliches Land verstreute Nation doch eine Kultur von so hoher und interessanter Eigenart entwickeln und auf die Geistesgeschichte Asiens einen so bedeutenden Einfluß gewinnen konnte. Bevölkerung.

doch niemals einen wirklichen Baustein zur heutigen Kenntnis von Tibet geliefert; sie ist für uns immer nur ein erhabenes Motto geblieben, in der Art, wie sie Ritter zur Einleitung seines Monumentalwerkes über Asien verwendet.

Erst in der Gegenwart sollten indische Gelehrte von neuem an der Aufhellung des verschlossenen Landes, und zwar in höchst wertvoller Weise teilnehmen, jedoch nicht aus eigenem Forschungsantrieb, sondern nur sozusagen mechanisch, als gedrillte Werkzeuge der Europäer (vgl. S. 18). Das heutige geographische Bild von Tibet ist einem Zusammenfließen europäischer und chinesischer Kenntnis und einer Vervollkommnung dieser Grundlage durch die rastlose Arbeit der weißen Rasse zu verdanken.

Die Kenntnis im Abendlande

Die erste Kunde von Tibet, die im Abendlande erscheint, tritt uns bereits in sehr merkwürdiger Form entgegen, ehe der Alexanderzug, einem mächtigen Scheinwerfer gleich, seinen großen Lichtstrahl in das geheimnisvolle Dunkel über dem fernen Osten wirft. Herodot erzählt (Buch III, § 102—5), daß es im Norden und Nordosten von Kaspatyros (Kaschmir) in einer sandigen Wüste eine Art Ameisen gäbe, größer als Füchse, die beim Bau ihrer Erdhöhlen goldhaltigen Sand zutage förderten. Diesen jagten die Inder mit List den gefährlichen Tieren ab. Lange wurde die wunderliche Geschichte für eine bloße Fabel angesehen, bis neuere Forschung herausgestellt hat, daß ihr vermutlich eine tatsächliche Beobachtung der in uralter Zeit ganz ähnlich wie heute betriebenen Goldgewinnung in Tibet zu grunde liegt.

Auch ein landschaftlich richtiger Zug birgt sich darin, die Auffassung des Landes als einer sandigen Öde. Ein Bewußtsein von der ungewöhnlichen Höhenlage Tibets hat Herodot jedoch noch nicht. Wohl aber bereits Strabo, der das Goldland als eine fast 3000 Stadien im Umfang betragende „Bergebene“ bezeichnet. Vollends auf ihrem

Höhepunkt besitzt die antike geographische Landeskunde, wie sie bei Ptolemaios zusammengefaßt ist, von den Ländern östlich des Imaos, d. i. des Pamir-Hochlandes, eine Richtigkeit der Vorstellung, die in Europa später noch vor zweihundert Jahren nicht wieder erreicht war. Indem sie die parallelen, ostwestlich gerichteten Erhebungsstreifen des Kasischen und des Emodischen Gebirges und zwischen ihnen den Fluß Bautisos und das Volk der Bautae nennt, unterscheidet sie bereits die beiden großen Grenzgebirge Tibets, Kwen-lun und Himalaya, und kennt wie es scheint auch den Sangpo, den Hauptfluß und die große Lebensader des Landes. Ja sogar der Name, mit dem die Tibeter selbst ihr Land bezeichnen, Bod, scheint in diesem „Bautisos" und den „Bautae" bereits anzuklingen.

Die Kenntnis der alten Chinesen. Rückgang dieser Ansätze.

Da zur Zeit der größten Entwickelung des Römerreichs nach Osten auch die glänzend erstarkte Macht des chinesischen Kaisertums am weitesten nach Westen ausgriff und den Chinesen damals mindestens der Ost- und Nordrand des tibetischen Hochlandes gut bekannt war, so hätten beide Kenntnisbereiche nur sich zu vereinigen brauchen, um schon damals ein vortreffliches geographisches Gesamtbild von Tibet zu erzeugen. Diese Vereinigung trat jedoch diesmal noch nicht ein. Das Römerreich stürzte zusammen, und auch die Macht der Han-Kaiser (205 v.—221 n. Chr.) über Inner- und Vorderasien zerfiel. Und wenn auch in China unter der Tang-Dynastie bald eine neue Blüte und Ausdehnung folgt, die sogar im siebenten Jahrhundert dazu geführt hat, daß chinesische Armeen ganz Tibet durchquerten, so brach doch im Abendland mit dem Zusammensturz des Römerreiches die wissenschaftliche Nacht des Mittelalters herein.

Araber und Chinesen im Mittelalter.

Bis zu den Kreuzzügen und der Zeit der Mongolenreiche lag für Europa wieder Finsternis über den Weiten Asiens. Die nicht unbeträchtliche geographische Wissenschaft

der Araber, die zu dieser Zeit blüht, ist über Tibet unsicher und verschwommen. Bedeutsamer scheinen die Erkundigungen der Chinesen gewesen zu sein. Wissen wir doch sogar von einer direkten Forschungsreise, die durch dies Gebiet führte, indem der buddhistische Indienpilger Schifahsïen (Fahian) um 400 n. Chr. seinen Weg vom Tarimbecken über Westtibet nach Indien nahm. Besonders zur Zeit der glänzenden Tang-Dynastie (619—1205) reichte die Macht- und Interessensphäre Chinas wieder weit ins Innere Asiens hinein, und zweifellos ist damals auch über Tibet mancherlei exakte Kenntnis aufgesammelt worden. Wie weit diese ging, ist schwer zu sagen, jedoch kann wohl kaum bezweifelt werden, daß manches davon, das später uns so bedeutsam aus chinesischer Hand übermittelte Bild der Geographie von Tibet herzustellen geholfen hat.

Marco Polo u. Odorico de Pordenone.

Noch im Zeitraum des Kreuzzugalters, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, streift der größte aller alten Asienreisenden Marco Polo auch den äußersten Osten des tibetischen Hochlandes und sammelte auch hier wie überall in bewundernswerte Weise Notizen, allein seine Nachrichten darüber sind erst richtig gedeutet worden, als man diese Gegenden aus andern Quellen bereits besser kannte. Ähnlich steht es mit den spärlichen Notizen Odoricos von Pordenone über Tibet, das er um 1325 bereiste.

Die neueren Forschungen bis 1850.

Europäische u. chinesische Forschung.

Diese Periode wird zunächst charakterisiert durch eine große Zahl europäischer Forschungsreisen, die zum Teil, geistreich kommentiert, wirklich wertvolle und dauernde Kunde über Tibet gebracht haben. Insbesondere ist Karl Ritters grundlegende Darstellung zu nicht geringem Teile auf ihnen aufgebaut. Sodann durch die Verwertung chinesischer Kenntnisse.

Die europäische Mission des 17. u. 18. Jahrhunderts in Tibet.

Der früheste unter den wichtigeren europäischen Forschungsreisenden ist der Jesuit Andrada, der 1624 von Indien

aus über Kaschmir, den Ganges aufwärts bis vermutlich in die Quellgebiete des Satledsch vordrang. Er lehrt die sonderbaren Erscheinungen der Bergkrankheit in jenen außerordentlichen Höhen kennen, die er, wie es seitdem so oft geschehen, auf giftige Dünste zurückführt, und schildert noch andere Charakteristica der gewaltigen Höhenlagen, z. B. die, daß man dort (infolge des mangelnden Luftdrucks) nichts kochen können, sowie die Gefahren der Schneeblindheit. Und wenn er erzählt, daß er, auf der Bergeshöhe angekommen, eine „große Ebene des Landes Tibet“ erblickt habe, so hat er damit einen besonders charakteristischen landschaftlichen Eindruck erfaßt, den man beim Emporklimmen über die Randgebirge bis zu dem inneren Hochlande gewinnt.

Diesem ersten Missionar folgt eine ganze Reihe anderer mutiger Glaubensboten. Im Jahre 1661 zogen die Jesuiten Gruber und de Dorville von Peking über den Kukunoor nach Lhassa, wo sie sich ungefähr zwei Monate (von Mitte oder Ende Oktober bis etwa Anfang Dezember[2]) aufhielten, und von dort zum Indus. Der Kapuziner Desideri scheint 1715—16 auf einem Marsch von Leh nach Lhassa eine Wanderung durch das unwirtlichste Hochland zurückgelegt zu haben, die der berühmten Reiselinie des Pandits Nain Singh im Jahre 1874 ähnlich ist. Er verweilte bis 1729 in der Hauptstadt Lhassa. Ja von 1741—60 unterhielt der Kapuziner-Orden dort sogar eine ständige Mission, deren bedeutendster Vertreter, der unermüdliche Horacio della Penna, mehr als zwei Jahrzehnte in Lhassa zugebracht und eine Fülle interessanten Materials gesammelt hat. Auch ein wissenschaftlich gebildeter Laie, der Holländer Samuel van de Putte, hat während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen 1729 und 1737 zweimal Tibet zwischen Indien und Nordwest-China gequert. Leider hat er vor dem Tode seine

anscheinend wertvollen Manuskripte größtenteils wieder vernichtet. Um 1760 wurden dann die christlichen Missionen aus Lhassa vertrieben, weil sie sich anscheinend an inneren Unruhen beteiligt hatten.

Versuche der Engländer. Abschließung des Landes. Manning und Huc.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts traten zum ersten Male die Engländer auf den Plan. 1772 wird der große Warren Hastings Generalgouverneur von Bengalen und benützt eine Grenzstreitigkeit, um politische und Handelsverbindungen mit Tibet anzuknüpfen. Zweimal schickt er eine Gesandtschaft an den Priesterfürsten in Taschilumpo bei Schigatse, den Taschilama, nämlich 1774—75 George Bogle und 1783—84 Samuel Turner. Beide haben bedeutsame Aufzeichnungen über ihre Reisen heimgebracht. Bis dahin wurde der Verkehr über den Himalaya nach Tibet, wie es scheint, noch eher gefördert als gehindert. Ein Umschwung trat ein, seit infolge der Kriege der unruhigen Gurkha Nepal im Jahre 1792 von China unterworfen wurde. Von da an datiert die strenge Abschließung der indischen Pässe vonseiten der durch China beeinflußten Regierung in Lhassa, die, mit immer wachsender Schroffheit aufrecht erhalten, bis zur Gegenwart ein Eindringen europäischer Reisender von Indien her fast vollständig verhindert hat.

Nur noch zweimal ist es seit der Vertreibung der Kapuziner aus Lhassa weißen Männern gelungen, diese Stadt zu erreichen. Das eine Mal 1811 dem englischen Arzt Manning, der an der tibetisch-indischen Grenze durch eine glückliche Kur die Gunst eines chinesischen Generals erlangte und von ihm zur Hauptstadt Tibets eskortiert wurde. Sein flüchtiger, aber durch seine Ursprünglichkeit fesselnder Bericht ist erst 1875 durch Clements Markham herausgegeben worden, enthält aber, insbesondere in seiner Beschreibung von Lhassa und der Person des Dalailama, noch heut sehr fesselndes Material. Das zweite und bis zur Gegenwart

letzte Mal glückte der Besuch Lhassas den beiden französischen Lazaristen-Missionaren Gabet und Huc, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch einmal den kühnen Versuch wagten, den Glauben an Christus unmittelbar in die Hauptstadt des innerasiatischen Buddhismus zu verpflanzen. Mit einer mongolisch-tibetischen Karawane zogen sie von Nordosten her nach unsäglich mühseliger Wanderung am 29. Januar 1846 in Lhassa ein, mußten aber auf Betreiben des chinesischen Amban schon am 15. März desselben Jahres die Stadt wieder verlassen. Huc hat bald nachher ein stilistisch glänzendes Buch über diese Reise geschrieben[3]), das, wenn es mit der nötigen Kritik gehandhabt wird, zu den anziehendsten Reiseschilderungen gehört, die wir über Tibet besitzen.

Von anderen Reisen, die Lhassa nicht berührten, aber doch für die Landeskunde von Bedeutung sind, nenne ich noch Moorcrofts Fahrten in das Gebiet der Indus-Quellen und der Kailas-Berge (1812) und durch Ladak, Kaschmir und das Satledsch-Quellgebiet (1819—25), die Reise des Mir Izzet Ullat von Kaschmir zum Tarimbecken (1812), Stracheys Vordringen nach Gnari Khorsum (1846), Thomsons Forschungen, die ihn bis zum Karakorum-Paß führten (1848).

Sehr wertvoll sind auch die Erkundigungen, die Hodgson als britischer Resident in Nepal von 1820—43 über Sprache, Literatur, Religion, Geographie, Ethnographie und Handel von Tibet sammelte.

Die Übernahme d. chinesischen Kenntnis von Tibet nach Europa. d'Anville.

Die Ergebnisse all der im vorhergehenden Abschnitt genannten Reisen für das Gesamtbild von Tibet treten aber, mindestens in topographischer Hinsicht, in den Hintergrund gegenüber der Fülle von Licht, die durch die innerhalb derselben Periode erfolgte Übernahme und Verarbeitung der chinesischen geographischen Quellen über Tibet in Europa gewonnen wurde.

Im Jahre 1735 erschien in Frankreich das große vierbändige Werk des Jesuitenpaters Du Halde: Déscription géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'Empire chinois, das zum erstenmal die landeskundlichen Beobachtungen und Erkundigungen seiner Ordensbrüder in China zu einer Gesamtdarstellung des chinesischen Reiches verarbeitete. Es war begleitet von den seitdem berühmt gewordenen Karten des französischen Kartographen d'Anville. Namentlich diese Karten sind es, die den gewaltigen Fortschritt unserer Kenntnis für Ost- und Innerasien bedeuten. Mit einem Male tritt an die Stelle haltlos phantastischer Zeichnungen der ganze ungeheure Raum des chinesischen Kaiserreichs in einer einheitlichen, verhältnismäßig vortrefflichen Situationsdarstellung, die den gleichzeitigen Aufnahmen vieler europäischer Staaten entschieden überlegen war.

Die chinesische Reichskarte des Kaisers Kanghsi.

Die Karten d'Anvilles waren nach — von ihm selbst als unvollkommen bezeichneten — Pausen der großen in Kupfer gestochenen chinesischen Reichskarte angefertigt worden, die auf Veranlassung des großen Mandschu-Kaisers Kanghsi (1661—1722) in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts durch die an seinem Hof damals zu größtem Ansehen gekommenen Jesuiten-Missionare hergestellt wurde. Die Arbeit dieser europäischen Gelehrten war nur in wenigen Punkten eine ganz selbständige; sie bestand vielmehr im wesentlichen darin, daß sie das in China seit alter Zeit massenhaft gewonnene offizielle und private kartographische Einzelmaterial zusammenarbeiteten und durch zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen zuverlässig festlegten. F. v. Richthofen bezeichnet diese Karte als das bedeutendste kartographische Werk, das jemals in einem so kurzen Zeitraum ausgeführt worden ist[4]. In derselben erscheint auch Tibet, und zwar, wie angegeben wird, vorzugsweise auf Grund einer eigens zur Landesaufnahme dorthin geschickten mehr-

jährigen Expedition zweier besonders dazu vorgebildeter buddhistischer Lamas, die bis zu den Quellen des Ganges vordrangen. Unzweifelhaft ist aber auch die Tätigkeit dieser letzteren Männer nur als eine Kontrolle und Berichtigung bereits vorhandener Aufnahmen zu bezeichnen, denn die vorliegende Karte von Tibet kann nicht anders entstanden sein, als die von China auch. Ein so vollständiges, insbesondere hydrographisch vollständiges Netz eines so gewaltigen Erdraumes, wie es uns hier mit einem Schlage entgegentritt, kann einfach nicht durch die Arbeit einer einzelnen Forschungsexpedition gewonnen worden sein; es müssen hier ähnliche alte und reichhaltige Materialien vorgelegen haben, wie bei den übrigen Teilen der Karte. Das Material wird einmal chinesischen Ursprungs sein, denn die politischen und kommerziellen Beziehungen Chinas sind alt. Ferner aber und ganz besonders ist hier wohl an einheimische tibetische Kenntnis zu denken.

Eigene geographische Arbeiten der Tibeter.

Daß die Tibeter einen, vielleicht sogar sehr großen einheimischen Schatz an geographischen Beobachtungen gesammelt haben, scheint aus verschiedenen Anzeichen hervorzugehen. Schlagintweit spricht von einer im Manuskript vorhandenen Geographie von Tibet in tibetischer Sprache, die in Petersburg sich befinden soll, und besonders interessant ist die Notiz Horazio della Pennas, daß er im Palast des Dalailama zu Lhassa gemalte tabulas chorographicas gesehen habe. Sie sind wohl identisch mit den aus der Regierungszeit Kanghsis stammenden Gemälden, welche sechzehn große Wände dieses Palastes bedecken und sämtliche Provinzen Tibets darstellen sollen[5]). Daß die Tibeter auch gegenwärtig die Kunst der Kartenzeichnung ausüben, haben wir durch eine sehr eigenartige tibetische Aufnahme der Gegend von Phari im Tschumbi-Tal bis nach Dardschiling kennen gelernt, die von den Engländern in dem kleinen Grenzkriege von 1888 erbeutet wurde[6]).

D'Anville übertrug seinerseits die chinesische Reichskarte in europäische Formen und fügte, da die Orographie bei den chinesischen Karten in der Regel lediglich darin besteht, das Vorhandensein bergigen Landes durch Ausstreuung loser Bergsignaturen anzudeuten, nach der Anschauung der damaligen Zeit hypothetisch große Wasserscheide-Gebirgsketten hinzu.

Die orographischen Konstruktionen d'Anvilles sind später durch die vordringende Forschung fast allenthalben wieder beseitigt worden, die hydrographische und topographische Situationszeichnung aber ist bis zum heutigen Tage die nur in Einzelheiten verbesserte Grundlage unserer Karten Ostasiens geblieben.

Die Reichsgeographie Kaiser Kienlungs u. Klaproths Carte de l'Asie Centrale.

Diese Darstellung d'Anvilles wies nun gerade für Tibet allerdings noch erhebliche Lücken auf, die sich auf die höchsten und unwirtlichsten Teile des Landes bezogen. Ausgefüllt wurden sie zum Teil durch die glänzende Carte de l'Asie Centrale von Klaproth, 1836. Sie bedeutet die definitive Feststellung jenes Bildes von Tibet, das wir als die Basis der modernen Forschungsarbeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anzusehen haben. Auch die hervorragende Leistung Klaproths gründet sich auf die Verwertung chinesischer Quellen, nämlich der unter dem zweiten Nachfolger Kanghsis, dem Kaiser Kienlung (1736 bis 1796), ausgeführten Verbesserungen der großen offiziellen Reichskarte und der dabei gesammelten Notizen. Kienlung vollendete die Eroberung von Tibet und ließ über das ganze riesige Staatsgebiet seiner Dynastie eine große zusammenfassende Reichsgeographie erscheinen, das Werk Ta-Tsing-i-tung-tschi, das 1744 in 356 Büchern zum ersten Male erschien. Über Tibet ist eine Fülle von Material darin enthalten. Auf diesem umfangreichen Werke und einigen anderen Notizen ist das viel genannte, mehrfach übersetzte und auch von uns weiterhin anzuziehende chinesische Werkchen „Wei-

tsang-thu-tschi" d. h. die Beschreibung von Tibet (Wei-tsang) basiert, eine Art offiziösen, aus Interesse des Gurkha-Krieges 1791 zusammengetragenen Reisehandbuchs mit Nachrichten über Geschichte, Sitten und Geographie des Landes, das nach Klaproths Übertragung auch Karl Ritter so wesentliche Dienste für seine Darstellung von Tibet geleistet hat und noch heut von Wert ist.

In einer Hinsicht ging Klaproth aber weit über die Chinesen hinaus, nämlich inbezug auf die Gebirgszeichnung. In inniger Zusammenarbeit mit Humboldt schuf er ein ganz neues, sehr viel richtigeres Bild von den Gebirgszügen Zentralasiens. Insbesondere erfaßten beide vor allem die Bedeutung jener beiden großen, ungefähr west-östlich verlaufenden Gebirgssysteme, des Himalaya und des Kwenlun, als der beherrschenden orographischen Züge Tibets, mit voller Klarheit. Die Erforschung des Himalaya war inzwischen durch die großartige offizielle Tätigkeit von Süden her seit Ende des 18. Jahrhunderts praktisch in Gang gekommen; das Wesen des Kwenlun erkannten diese beiden Forscher lediglich durch geistvolle Kombination älterer Quellen. Klaproth und Humboldt.

Ebenfalls durch solche endlich gelang es Karl Ritter, mit einer staunenswerten Beherrschung des sämtlichen bisher verfügbaren europäischen und asiatischen Materials ein überaus lebensvolles Gesamtgemälde von Tibet (in „Erdkunde von Asien," Band II und III, 1833 und 34) zu entwerfen, das in seinen wesentlichen Teilen seither nicht mehr zu berichtigen, nur noch auszubauen war. Ritter.

Die Arbeiten der Gegenwart.

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird gern als das letzte „Zeitalter der Entdeckungen" bezeichnet, insofern europäische Forscher, durch die Entwickelung der modernen Technik und Verkehrsmittel mit neuen Werkzeugen Die moderne Tibetforschung.

zur Überwindung des Raumes und Bezwingung natürlicher Hindernisse ausgerüstet, sich geradezu in Scharen daran machen, die noch unerforschten Teile des Globus zu erschließen. Wie leidenschaftliche Erstürmungen muten die Kämpfe um das Innere von Asien, Afrika, Australien, um die Arktis und Antarktis an, die seitdem von den energischen Pionieren der kaukasischen Rasse ohne Rücksicht auf Mühen und Gefahren ausgefochten werden.

In Asien drehten sich die kühnsten und größten dieser Entdeckungsreisen um das durch Natur und Menschengebot gleichschwer zugänglich gemachte Tibet.

Ich kann aus der Fülle der Forschungsexpeditionen in Tibet, die großenteils zu den bedeutendsten Reiseunternehmungen aller Zeiten überhaupt gehören, hier nur die wichtigsten nennen.

Was den Südrand Tibets, das Himalaya-Gebirge, betrifft, so nehmen hier die offiziellen britischen Vermessungen und geologischen Untersuchungen desselben, die schon in der vorherigen Periode begannen, ihren Fortgang. Über die tibetische Grenze jedoch vorzudringen gelingt von Süden aus den europäischen Beobachtern nur selten und in unbedeutenden Vorstößen. Die Abschließung Tibets ist ganz besonders gegen Indien aufs schärfste durchgeführt worden, weil den Machthabern in Lhassa die Nähe der englisch-indischen Weltmacht vor allem Mißtrauen erweckte.

Die englisch-indischen Pandits.

Trotzdem haben die Tibeter die wissenschaftliche Eroberung ihres Landes auch von Indien her nicht dauernd zu hindern vermocht. Nur den weißen Männern ist ja der Zutritt versagt, asiatischen Pilgern und Händlern dagegen nicht. Das haben die Engländer in geschickter Weise ausgenützt. Seit den sechziger Jahren haben sie geweckte Eingeborene, insbesondere aus den ihnen unterworfenen, der den Tibetern stammverwandten Himalaya-Völkern, in den

Elementen der Landesaufnahme unterrichtet und sie in Verkleidung mit bestimmten Forschungsaufgaben der topographischen Aufnahme oder Sammlung von ethnographischem und literarischem Material nach Tibet hineingesendet. Diese indischen Gelehrten, „Pandits“ genannt, haben das südliche Tibet, das Tal des Sangpo und seine Umgebung, das Hochland Tschangtang oder Katschi, die Gegend des Tengrinoors und auch den Norden und Osten nach verschiedenen Richtungen durchkreuzt: sie haben zum Teil unter großen Mühen und Gefahren langjährige Reisen ausgeführt, die an Kühnheit und Gewissenhaftigkeit den größten Unternehmungen der Europäer an die Seite zu stellen sind.[7]) Ganz besonders haben die Pandits Nain Singh, Krischna und Sarat Tschandra Das Leistungen ausgeführt, die gebieten, ihre Namen in der Erforschungsgeschichte von Asien dauernd mit Ehren zu nennen. Diesen Pandits ist es auch mehrfach gelungen, längere und kürzere Zeit in dem Europäern seit Huc durchaus unzugänglichen Lhassa zu verweilen.

Die europäischen Tibetreisenden der Gegenwart.

Der äußerste Westen, wo sich das Hochland zwischen dem Pandschab und dem westlichen Tarimbecken bedeutend verschmälert — wenn auch hier die Höhe des Gebirges ganz besonders bedeutend ist und die Hauptkette des Karakorum sich zu einer Durchschnittshöhe von mehr als ca. 6000 Metern, der Pik K^2 in ihr, der zweithöchste Berg der Erde, bis zu 8619 Metern erhebt — leidet unter der künstlichen Abschließung gegen die Europäer nicht, da die hier gelegenen Gebiete, Kaschmir und Ladak, seit 1839 zum britischen Machtbereich gehören. Groß ist daher die Zahl ausgezeichneter Forscher, die diese Gebirgsgegenden seit den fünfziger Jahren durchzogen haben; da jene Landschaften aber nicht zum Dalailama-Reiche gehören, seien hier aus ihrer Schar nur die Namen der Brüder Schlagintweit genannt. Im Jahre 1855 begannen sie ihre epochemachenden

Forschungen im Himalaya. Adolf und Robert drangen zunächst auch in das eigentliche Tibet, nach Gnari Khorsum, vor. Im Jahr 1856 erforschten sie dann im Verein mit Hermann Kaschmir, Balti und Ladak, und die Brüder Hermann und Robert führten hier die erste Durchquerung des westlichen Hochlandes, vom Indus- zum Tarimlande, durch. 1857 folgte der dritte Bruder Adolf Schlagintweit, der dann in Kaschgar den Tod fand. Diesen unermüdlichen deutschen Forschern ist unter anderem die Erkenntnis des Karakorum als eines besonderen, vom Kwenlun verschiedenen Gebirges zu verdanken.

Zu den unbekanntesten Gegenden der Erde gehört noch heut der Osten Tibets, das Grenzgebiet gegen China. In den südöstlichsten Gegenden, den Oberläufen der großen Ströme Hinterindiens und des Yangtsekiang hat besonders der französische Missionar Desgodins gearbeitet, ferner der Engländer Gill und der Amerikaner Rockhill. Auch die Expedition des Grafen Szechnyi, deren Mitglieder Ludwig von Loczy und Kreitner waren, hat den Rand dieses Gebietes berührt. Glänzend war die Reise des Pandits Krischna 1879—1882, der vom Kukunoor nach Tatsienlu und dann noch einmal rückwärts zum Sangpo wanderte. Auch die Rückreisen der Expeditionen von Bonvalot und Henri d'Orléans und von Bower aus Innertibet führten hier hindurch nach China. Im Nordosten sind die Expeditionen von Szechenyi und Loczy, Rockhill, Grum Grschimailo, Dutreuil de Rhins, Grenard, Potanin, Obrutschew, Futterer und Holderer tätig gewesen.

Vor allem aber ist der Norden und das zentrale Gebiet des tibetischen Hochlandes der Schauplatz der großartigsten europäischen Forschungsreisen gewesen. Den Reigen eröffnete hier der große Russe Prschewalski, den man seinen Entdeckungserfolgen nach nicht mit Unrecht als den Stanley Innerasiens bezeichnet. Vier bedeutsame Expeditionen führte

er im Bereiche der Gebirgsketten und Hochwüsten der Gegenden nördlich von Lhassa aus, 1872—73, 1877, 1879—80 und 1883—85, die zum erstenmal das Licht exakter europäischer Aufnahme in weite Räume des innersten dunkelsten Asiens brachten. Von anderen Forschungsreisenden in den gleichen Gebieten seien genannt: Carey, Bonvalot und Henri d'Orléans, Bogdanowitsch und Pjewtzow, Bower, Littledale, Wellby, Dutreuil de Rhins und Grenard und endlich der jüngste und nach Prschewalski unermüdlichste und erfolgreichste aller Tibetreisenden, der Schwede Sven Hedin.

Der Kampf um Lhassa.

Gerade bei den Reisen dieser letzten Gruppe hat der Kampf um Lhassa als höchstes Ziel des Forscherehrgeizes eine große Rolle gespielt. Das Problem der Erreichung dieses verbotenen Ortes ist in den letzten Jahren bei uns fast ähnlich populär gewesen, wie das des Nordpols; kein Zweifel, derjenige Reisende, dem es in dieser Zeit gelungen wäre, Lhassa zu betreten, würde mit einem Schlage „unsterblich" geworden sein. Und für die von Norden, Nordwesten und Nordosten vordringenden Forscher bestand in der Tat die meiste Aussicht, sich in Verkleidung Lhassa zu nähern, weil hier sich die ungeheuren menschenleeren Einöden Hochtibets ausdehnen, wo der Reisende monatelang wandern kann, ohne einem Eingeborenen zu begegnen, und wo der Verkehr über die breiten, flachen Bodenwellen der nördlichen Gebirge allenthalben Übergänge findet. Fast jedesmal gelang es auch, bis auf wenige Tagereisen sich heimlich der Hauptstadt zu nähern; am nächsten, bis auf etwa 50 Meilen, kam ihr das Ehepaar Littledale 1893. Dann aber wiederholt sich immer in fast komischer Weise der gleiche Vorgang. Kaum hat man die ersten Menschen getroffen, so werden die Reisenden angehalten, sie werden als Europäer erkannt oder wenigstens verdächtigt, Boten gehen nach Lhassa, binnen einigen Tagen

erscheint eine hohe offizielle Persönlichkeit mit großem, bewaffnetem Gefolge, und ungemein höflich, aber mit ebenso unbeugsamer Entschiedenheit werden sie genötigt, zurückzukehren oder auf einem anderen Wege das Land zu verlassen. Auch Sven Hedin ist es bekanntlich auf seiner letzten Reise so ergangen, obwohl er Sitten und Gebräuche der Innerasiaten vortrefflich kannte und eine ausgezeichnete Verkleidung gewählt hatte.

Trotzdem kennen wir Lhassa sehr gut, nicht nur aus den genannten früheren Quellen, sondern insbesondere durch die neueren Forschungen der Pandits. In allerletzter Zeit haben auch nach dem Vorbild dieser indischen Sendlinge aus den Bereichen Rußlands, zu denen ja auch buddhistische, den Dalailama als ihr geistliches Oberhaupt verehrende Völkerschaften gehören, Eingeborene asiatischer Abstammung, aber europäischer Vorbildung mehrfach ebenso glücklich wie die indischen Pandits Lhassa erreicht. So der Kalmük Baza Norzunow (1901), und besonders der Burjäte Tsibikow, der an der Universität Petersburg studiert hat. Sie verweilten längere Zeit dort und haben außer Notizen und Sammlungen uns jetzt auch Photographien von Lhassa und anderen heiligen Orten mitgebracht.*) Ja, auch ein Japaner hat sich an diesen Forschungen beteiligt, Kawagutschi mit Namen, ein buddhistischer Priester, der sich von März 1900 bis zum Mai 1902 in Lhassa aufgehalten hat, hauptsächlich

*) Von den Aufnahmen Norzunow's und Tsibikows hat die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft soeben (Anfang Juni) der Gesellschaft für Erdkunde eine wertvolle Sammlung von einigen fünfzig Blatt zum Geschenk gemacht. Der Güte beider Gesellschaften verdanken wir die wertvolle Erlaubnis, einige der intereressantesten Blätter in unserer Broschüre wiederzugeben. Einige andere findet der Leser noch in „Iswestija“ d. Kais. Russ. Geogr. Ges. zu St. Petersburg 1903, Heft III.

mit dem Zweck, alte buddhistische Bücher zu sammeln. Merkwürdigerweise nahm man ihm gegenüber in Tibet eine ähnliche Stellung ein wie gegen die Europäer, denn er mußte sorglich in Verkleidung reisen, und sobald man seine Herkunft erkannt hatte, mußte er flüchten.

Wiederholt sind auch während dieser letzten Periode der Forschung die neuen Resultate bereits wie früher von heimischen Gelehrten zu kombinatorischen Untersuchungen über die Landesnatur Tibets verwendet worden. Von niemand in größerem Stil als von Ferdinand von Richthofen in dem ersten Bande seines Monumentalwerkes „China". Er ist insbesondere insofern den vorhergenannten d'Anville, Klaproth, Humboldt und Ritter anzureihen, als er für die Erkenntnis der Landesnatur Tibets das genetische Moment hinzugefügt hat; die Erklärung seiner eigentümlichen Landschaftsformen durch das Zusammenwirken des Faltengrundbaues mit den besonderen Gesetzen der Abtragung und Aufschüttung in den abflußlosen Gebieten Zentralasiens.

v. Richthofens China.

Die Landschaft.

Der Hochlandsblock.

Das Hochland von Tibet steigt wie ein ungeheures Kastell aus den Niederländern Nordindiens, Ostturkestans und der Gobi sowie den Hügel- oder Mittelgebirslandschaften des westlichen China empor. Nur an wenigen Stellen verwächst seine Masse mit anderen Hochländern; so im Westen mit dem Pamir-Hochlande und, durch die Vermittelung des Hindukusch, mit dem von Iran, so im Nordosten mit dem wallartigen Tsinling-Gebirge Nordchinas und im Südosten mit den Gebirgswildnissen Hinterindiens.

Die Umwallung.

Der Himalaya. Peripherische und zentrale Landschaftsformen.

Im Süden wird das Hochland vom Himalaya-Gebirge umrandet. Nirgends ist der landschaftliche Gegensatz Tibets zur Umgebung größer, nirgends der Eindruck, den der Reisende von der Eigentümlichkeit seiner Natur empfängt, unmittelbarer, als hier. In grandiosen Formen steigen die Gehänge des Himalaya aus den sumpfigen Niederungen Indiens zwischen tief eingerissenen Schluchten empor, Wildwasser brausen von ihnen hernieder, ungeheure Wälder bekleiden hoch hinauf ihre Flanken, und darüber erheben sich, dann kühn gezackt und vom ewigen Schnee gekrönt, die höchsten Gipfel der Erde. Kaum hat man aber einen der atemberaubend hohen Pässe der Hauptkette überschritten und damit die Riesenmauer überwunden, welche die Niederschläge des Indischen Ozeans abfängt, so ändert sich plötzlich der Anblick der Gegend. Anstelle der vielgestaltigen, romantischen und an organischem

Leben überreichen indischen Landschaft tritt öde Einförmigkeit. Weite, sanfte Talgehänge dehnen sich hinter dem Passe aus, weichgewölbte, verhältnismäßig niedrige und kahle Bergzüge begrenzen in der Ferne den Blick, und nur hier und da glänzen noch schneegekrönte Gipfel herüber. Die von Wolken und Nebel freie Luft umfließt mit solch einer Durchsichtigkeit Nähe und Weite, daß selbst bedeutende Höhenunterschiede sich dem ungeübten Augenmaß entziehen; nur das Barometer belehrt uns, daß wir uns hier auch am Boden der Talzüge immer noch in den Höhenlagen unserer höchsten Alpengipfel bewegen.

Hart aneinander grenzen hier also in typischer Ausbildung die sonst durch mannigfache Übergänge vermittelten Landschaftsformen der Randgegenden Asiens, die einen Abfluß zum Meere besitzen und deshalb durch unablässige Fortschaffung des Gebirgsschuttes ein wechselvolles Relief haben, und der zentralasiatischen, die einen solchen Abfluß nicht besitzen, wo die Verwitterungsprodukte liegen bleiben und die Unregelmäßigkeiten des Bodens ausebnen.

System des Himalaya.

Der Himalaya, das nach Höhe und eindrucksvoller Gestaltung gewaltigste Gebirge der Erde, besteht aus einem mächtigen, bogenförmig dahinstreichenden System paralleler Ketten, das — soweit wir seine Enden genauer kennen — im Westen in den Gegenden des Indus-Durchbruchs beginnt, im Osten in denen des Sangpo - Brahmaputra - Durchbruchs endigt. Die große Zahl kürzerer und längerer nebeneinander hinziehender Ketten pflegt man in drei Hauptzügen zu gruppieren. Der eine davon, der südliche Hauptkettenzug, bildet im wesentlichen die politische Südgrenze von Tibet, die beiden nördlicheren Züge gehören ganz dem Lamareiche an.

Südlicher Kettenzug des Himalaya.

Der großartigste unter ihnen ist unzweifelhaft der südliche. Er ist eine fast ununterbrochene Folge ungeheurer Piks, riesenhafter Gletscher, wilder Grate und tief

eingefurchter Pässe. In ihm liegt die Mehrzahl der großen Hochgipfel, mit denen der Himalaya alle anderen Gebirge des Globus überragt. Nicht gerade im Westen, im Bereich Kaschmirs, wo die höchsten Erhebungen des Systems erst weiter nördlich, in den hier als Karakorum-Ketten besonders benannten, aber doch zu dem gleichen orographischen Gesamtgefüge zu rechnenden Kämmen liegen, wohl aber in den mittleren Teilen, östlich vom Durchbruch des Satledsch, insbesondere in Nepal. In der westlichen Hälfte dieses Bergstaates erhebt sich der Daulagiri, der vierthöchste Berg der Erde, zu 8176 Metern Meereshöhe, in seiner östlichen der etwas gegen Süden vorgeschobene wundervolle Kandschindschinga unweit Dardschiling, der dritthöchste, zu 8585 m und vor allem der höchste unter allen gemessenen Bergen, der Mount Everest, mit 8840 Metern. Daneben ragen aber noch Dutzende von anderen Gipfeln über 7, ja 8000 Meter Höhe empor. Trotz dieser Gipfelhöhen bildet diese südliche Hauptlinie jedoch nicht zugleich die Wasserscheide zwischen Indien und Innerasien; sie ist so wild zerschnitten und durchsägt, daß man vor noch nicht langer Zeit überhaupt die Anschauung hatte, die großen Gipfel lägen alle als vorgeschobene Ausläufer südwärts der eigentlichen Kette. Die Wasserscheide gegen das abflußlose Innerasien trifft man erst weiter nördlich, auf den inneren Gebirgsketten, die minder große absolute Höhe erreichen, aber geschlossenere Kämme darstellen. Im Westen schiebt der Oberlauf des Indus sie bis zum Karakorum zurück; weiter im Osten, im Bereich des Satledsch und des Sangpo liegt sie im Bereich der nördlichsten Hauptkette, ja sie greift durch Nebenflüsse des letztgenannten Stromes sogar stellenweise noch über sie hinaus nach Norden auf das innere Hochland über.

Mittlerer Kettenzug.

Der mittlere Hauptkettenzug, dessen Einzelheiten noch wenig bekannt sind, ist im allgemeinen niedriger, als die

Südkette, aber verschiedene Berge erreichen doch 7000, der Gipfel des Nanga Parbat noch 8115 Meter Höhe. Er bildet die Wasserscheide zwischen den nach Süden gehenden Nebenflüssen des Ganges und Brahmaputra und den nordwärts gerichteten Tributären des Sangpo.

Der nördliche Hauptkettenzug, der in Wirklichkeit wohl wieder noch aus mehreren Zügen besteht, ist teilweis eine Fortsetzung der Karakorum-Kette. Zu ihr gehört die im Norden der heiligen Seen Rakus und Mansaraur gelegene Gruppe der Kailas-Berge, der von uralten Poesien umwobene Göttersitz der indischen Mythologie (s. S. 6), für den Hindu eine der verehrungswürdigsten Stätten unter dem Himmel. Von da aus zieht ein Gebirge weiter nach Osten, das Gangdisri oder Gangri (Schneegebirge) genannt wird und, wie es scheint, südlich des Tengrinoor nach Nordosten umbiegend, in das große Nyentschen-tangla-Gebirge übergeht. Auch dies, von den Pandits streckenweis beobachtete, aber doch noch sehr unbekannte Gebirge hat erhabene Gipfel mit Krönungen ewigen Schnees. Die Kailas-Gruppe wird zu 22000' (6700 m), ein anderer Pik zu 25000' (7600 m), ein Paß zu 17200' (5200 m) Höhe angegeben. Nördlicher Kettenzug.

In ihrem landschaftlichen Aussehen aber unterscheiden sich die beiden nördlicheren Kettenzüge wesentlich von der südlichen, indem sie nicht jenen ausgesprochenen, vielgestaltigen, zerrissenen Charakter tragen, sondern bereits den geschlossenen, zentralasiatischen.

Die eigentliche, trennende Schranke des Bereiches von Tibet ist also die südliche Hauptkette. Wenn die Pässe, die hier hinüberführen, sich auch verhältnismäßig tief einschneiden, so liegen sie bei der außerordentlichen Gesamthöhe des Gebirges doch immer noch in Erhebungen von 4300 bis 5000 m und darüber und sind deshalb meist ungemein leicht zu sperren. Von den bereits hinter dieser Kette gelegenen Längstälern des bri-

tischen Kaschmir und Ladak aus sind zwar solche schroffen Querpässe nach Tibet nicht mehr zu überklettern, allein hier dehnen sich noch, längs der Westgrenze des tibetischen Reiches gerade besonders hochgelegene und rauhe Teile des Hochlandes aus, so daß auch deren Überschreitung eine sehr schwierige und langwierige Sache ist.

Der Kwenlun.

Wie im Süden und Südwesten die Ketten des Himalaya, so bilden gegen Norden und Nordosten die Züge des Kwenlun-Gebirges die Futtermauern des tibetischen Kastells, und obwohl diese von vornherein ein durchaus anderes Bild zeigen als die geschilderte Landschaft des Himalaya und auf beiden Seiten bereits zentralasiatischen Charakter tragen, so machen sie doch das Innere des Landes nicht weniger schwer zugänglich, als jener. In langen, gleichförmigen, 5, 6 ja 7000 Meter hohen Wellen streichen die Falten dieses uralten Gebirges dahin, weite, unsagbar öde, mit Salzseen bestreute und von Schnee- und Staubstürmen durchtobte Kiesflächen zwischen sich einschließend.

Anblick des Gebirges.

Besonders eindrucksvoll tritt der Gegensatz zum Himalaya in der Schilderung Gabriel Bonvalots von seinem Anstieg auf das Hochland aus den Tiefländern des Tarimbeckens hervor. Am 17. November 1889 brach die Expedition aus der Oase Tscharchalyk auf. Obwohl diese nur 25 km vom Fuß der nördlichsten Kwenlun-Kette entfernt liegt, war infolge der dem Tarimbecken eigentümlichen Staubdunst-Atmosphäre nichts von dem Gebirge zu sehen. Erst am zweiten Marschtage trat allmählich eine ungeheure Masse aus dem Nebel hervor, der gewaltige Randwall des Hochlandes, wie eine finstere, geschlossene Mauer, mehrere tausend Meter abstürzend und oben auf der Höhe eine fast ebene Kammlinie zeigend, die Flanken jeglicher Vegetation bar und zerfurcht von trockenen, torrentenartigen Wasserrissen. In einem solchen erfolgt der Aufstieg zu einem 4000 Meter

hohen Passe. Jenseits dessen zeigt sich ein Abhang von nur wenigen hundert Metern. Man sieht sich auf einer zwischen 3 und 4000 Meter hohen, flachwelligen, wüstenähnlichen Steppe, der ersten Vorstufe des tibetischen Hochlandes. Schon hier beginnen die Leiden, die aus der Luftverdünnung entstehen, Seufzen und Stöhnen herrscht im Lager. Eine zweite Kette wird dann auf sehr sanftem Übergang gequert, hinter der ein wieder etwas höheres Hochtal liegt, dann eine dritte, auf die eine weitere ebene Stufe des wie eine Riesentreppe ansteigenden Vorlandes folgt. Am südlichen Horizont dieser Ebene zeigen sich einige Schneegipfel, der Randwall des eigentlichen höchsten Hochlandes[8]).

System des Kwenlun.

Ähnlich wie der Himalaya ist auch der Kwenlun, ein System paralleler Bodenfalten von außerordentlicher Länge, doch nicht bogenförmig, sondern durchweg gradliniger Erstreckung in der Richtung West zu Nord—Ost zu Süd. Auch unterscheidet es sich dadurch sehr wesentlich von ihm, daß der Himalaya ein sehr junges Gebirge ist, dessen Höhen erst in der Tertiärzeit aufgerichtet wurden, während der Kwenlun Uralter hat, vielleicht das älteste gegenwärtige Gebirge der Erde überhaupt, jedenfalls aber einen der ältesten Teile des Erdteils Asien in seiner heutigen Gestalt vorstellt. Seine Faltung gehört im wesentlichen bereits dem silurischen Alter an, andere als paläozoische Gesteine kommen in ihm nicht vor.

Im äußersten Westen, am Pamir-Hochlande, beginnt es mit einem einzigen mauerförmigen Wall von mehr als 6000 Metern Kammhöhe, Gipfeln bis zu 6800 Metern und Pässen von 5200—5800 Metern, also von überaus geschlossener, wenig modellierter Form. Von etwa dem 82. Meridian ostwärts entwickelt es sich durch nach Norden sich vorlagernde, mit ihren Enden gegen Osten kulissenförmig zurücktretende Parallelzüge zu einem Kettenrost von außerordentlicher Breite,

der seine größte Entwickelung etwa auf der Linie zwischen Lhassa und der Stadt Sutschou am Südrand der Gobi-Wüste findet. Dem landschaftlichen Charakter nach ähneln sich alle diese Ketten darin, daß sie verhältnismäßig geringe Unterschiede zwischen Gipfel-, Kamm- und Paßhöhen zeigen. Sie sind ungemein breit gelagert und nur in den höchsten Teilen vergletschert, da die Grenze des ewigen Schnees in diesen trockenen Hochlandsgegenden die größten Höhen auf der Erdkugel erreicht.

Die tibetische Zentralkette

Im allgemeinen scheint die mittlere Höhe der einzelnen Kämme des Kwenlun-Systems von Norden nach Süden zuzunehmen, sodaß der gewaltigste Kettenzug der südlichste, in der Verlängerung des westlichen Kwenlun mitten durch die unwegsamsten und noch heute am wenigsten betretenen Hochwüsten Innertibets entlang führende Erhebungsstreifen ist. Aus den Kombinationen der alten chinesischen Nachrichten mit den Ergebnissen der modernen Forschungsexpeditionen tritt er uns als ein ungeheuerer Rücken von 5000—6100 Metern Kammhöhe und Gipfelerhebungen bis zu 8000 Metern entgegen; das Dupleix-Gebirge Bonvalots, das Tangla-Gebirge Prschewalskis gehören ihm an. Es erscheint so als die erhabene Firstlinie des tibetischen Hochlandes.[9])

Zwischen den einzelnen Kettenzügen dehnen sich flache Längstäler aus, deren Durchschnittshöhen ebenfalls im allgemeinen von Norden nach Süden treppenförmig wachsen. Hier und dort sind größere Steppenbecken dazwischen eingestreut, so flach gewölbt, daß sie dem Auge als Verebnungen erscheinen. Als Randwall des eigentlichen inneren Hochlands kann man vielleicht den Kettenzug bezeichnen, dem das Marco Polo- und das Prschewalski-Gebirge angehören und der nach Sven Hedin heute gern als Arkatag zusammengefaßt wird. Die theoretische Landesgrenze folgt ungefähr dem Kamme des nördlichsten Absturzes.

Östlich von Tibet setzen sich nur die mittleren Ketten des Kwenlun-Systems weiter fort, um dann das breite Scheide-Gebirge zwischen Nord- und Südchina zu bilden.

Die sinischen und hinterindischen Gebirge.

Gegen Osten und Südosten ist die Umwallung Tibets eine überaus verworrene Gebirgswelt, die im einzelnen zu erhellen noch zukünftiger Forschung vorbehalten ist. Es scheint, als ob zwei Gebirgssysteme hier miteinander um die Herrschaft ringen. Das eine ist das sogenannte sinische System, bestehend aus Ketten, die in südwest-nordöstlicher Richtung streichen und ihren Namen daher haben, daß sie den größten Teil des eigentlichen China, insbesondere das mittlere und südliche, beherrschen. Sie walten nach F. von Richthofens Annahme bereits im östlichen Teile des inneren Hochlandes, von der Gegend des Tengrinoor an, vor und scharen sich von da ab ostwärts wohl allenthalben an die Südseite der Kwenlun-Ketten an. Die Südostecke des Grenzgebiets dagegen wird erfüllt von den Zügeu des hinterindischen Systems, dessen Richtung Nord zu West — Süd zu Ost, also wie ja auch die Flußläufe jener Gegend sofort anzeigen, eine meridionale ist.

Die absoluten Höhen der Gebirge dieser Gegend sind augenscheinlich nicht ganz so bedeutend wie die des Himalaya- und des Kwenlun-Systems, doch werden auch hier Gipfelhöhen von 7000 Metern erreicht. Was aber diese Wildnis fast noch unüberschreitbarer als jene anderen Grenzgegenden gestaltet, ist die beispiellose Schmalheit der Ketten, die wie ein dichtgedrängter Rost nebeneinander liegen und infolgedessen eine ungeheure Steilheit der Gehänge zeigen. Die Riesenströme Ostasiens haben sich tiefe Cañons zwischen sie eingeschnitten. Infolgedessen ist der Zugang auch von China her aufs äußerste erschwert; die wenigen Wege müssen, namentlich im Südosten, wo die großen Ströme, beispiellos eng zusammengedrängt wie in den Rinnen eines

Wellblechdaches nebeneinander abwärts fließen, ein fortwährendes Auf und Ab überwinden. Die schmalen Gebirgskämme zwischen den Flüssen werden in Pässen von 3000 und mehr Metern überschritten, die Engschluchten auf verwegenen Brücken, großenteils Hängebrücken, häufig aus einem einzigen Seil bestehend, an dem sich der Reisende selbst hinüberzieht.

So erscheint Tibet als eine natürliche Festung im Herzen des Kontinents von Asien.

Das Innere.

Landschaftliche Gliederung Tibets.

Das Innere des Gebiets kann nicht rein in Gegensatz zu der Umwallung gestellt werden, da, wie wir sahen, beträchtliche Teile der genanntem Gebirgssysteme landschaftlich dem Begriff Tibet bereits mit zugerechnet werden müssen. Ganz im großen lassen sich unter dieser Voraussetzung drei verschiedene natürliche Landschaften unterscheiden: 1. der Norden und Nordwesten oder das Hochland Tschangtang, 2. das Gebiet des Südens und Südostens oder das eigentliche Bodyul, 3. die nordöstlichen Vorstufen oder das Kukunoorgebiet und seine Umgebung.

Das Hochland Tschangtang.

Das Hochland Tschangtang, auch Khor, Khor-sok oder Khatschi genannt, ist das Gebiet im Norden und Nordwesten des Indus und Sangpo. Im Süden kann es umgrenzt werden durch den als Gangri-Gebirge bezeichneten Gebirgszug, der von dem Quellgebiet des Indus aus das Tal des Sangpo im Norden begleitet. Dann folgt die Grenze dem großen, in südwest-nordöstlicher Richtung zwischen dem See Tengrinoor und der Stadt Lhassa hindurchziehenden Nyentschentangla-Gebirge und seiner Richtung bis etwa zum nördlichsten Bogen des Muruiussu, des Oberlaufes des Yangtsekiang. Den Nordrand bildet der Arkatag und der Randabfall gegen das Tarimbecken. Nach Westen keilt sich das Hochland zwischen Karakorum und Kwenlun aus. Der Name Tschang-

tang bedeutet die „nördliche Ebene“,[10]) die übrigen Bezeichnungen beziehen sich auf Völkerschaften, die dort nomadisierend hausen. (Vgl. S. 55).

Dieses Gebiet umfaßt die höchsten und unwirtlichsten Gebiete von Tibet, jene Gegenden, in denen die zentralasiatischen Landschaftsformen zur vollendetsten Ausbildung kommen. Dem Auge treten sie entgegen als weitgedehnte, nahezu ebene Steppen mit ärmlichstem Pflanzenwuchs oder als fast völlige Wüsten von Kies und Schutt oder wassergetränktem Schlamm, von öden Salzseen überstreut. Der Boden dieser Flächen liegt fast durchweg in den Höhen des Montblancgipfels und darüber hinaus. Über sie ziehen noch in breiten Zwischenräumen Höhenrücken dahin, abweichend von den Bildern gestaltet, die sonst Gebirge bieten. Weit hinauf sind ihre Flanken mit dem Schutt ihrer eigenen Gehänge bedeckt, aus dem die Felsen dann finster und nackt aufstarren; oder der Schutt umhüllt schließlich die Kämme und die kaum mehr über diese emporsteigenden Gipfel ganz und gar, wir haben in ihnen die Leichname ehemaliger Gebirge vor uns, deren Zinnen vielleicht einstmals noch weit höher emporgeragt haben als heute die Kuppen des Himalaya. Dieser nicht vom fließenden Wasser zerriebene und ins Meer geführte, sondern liegen gebliebene Gebirgsschutt hat auch die scheinbaren Ebenen zwischen den Ketten geschaffen. In Wahrheit ist das Gebiet ein bewegtes Gebirgsgelände, aber die Vertiefungen sind ausgefüllt und zu jenen flachen Mulden geworden, das Resultat des durch Äonen hier ungestört fortgesetzten Ausebnungsprozesses der Erdoberfläche.

Die auch klimatisch entsetzlichen, im Sommer heißen und im Winter eisigen, von Stürmen gepeitschten Gebiete von Tschangtang sind auf ungeheuere Bereiche hin ganz unbewohnt. Der Eingeborene fürchtet sie sogar abergläubisch, ähnlich fast wie der Grönländer das Inlandeis oder der Oasen-

bewohner des Tarim-Beckens die Wüste Takla Makhan. Wochen- und monatelang wandert der Reisende hier dahin, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen.

Dafür aber — und wohl auch deswegen — sind sie eines der größten Tierparadiese der Erde. Nach Millionen schätzt Prschewalski die Herden der Yaks, Antilopen, Wildesel, die diese Einöden bevölkern; der überall massenhaft gefundene „Argol", der getrocknete Dung dieses Hochwilds, ist ja das Heizmaterial bei den Expeditionen.

Hydrographisch gehört Tschangtang fast ganz dem abflußlosen Zentralasien an. Nur einige wenige Flußadern des Südrandes entwässern nach Indien und in den östlichen Teil greifen die äußersten Quellfäden des Yangtsekiang und des Salwen. Die Landkarte ist deshalb hier überstreut mit zahllosen Seen, die größtenteils salzig sind und die tiefsten Stellen der flachen Steppenbecken einnehmen. Der bekannteste ist der große, heilig gehaltene Tengrinoor, der nordwestlich von Lhassa in 4600 Metern Meereshöhe, also noch über 700 Meter höher als der Titicaca-See, gelegen ist. Kleine und große, im Hochland verdunstende Flußläufe finden sich dazwischen. Anderswo trifft man Sümpfe und zähe, tiefdurchweichte Schlammassen, die — wie Hedin in seinem letzten Buche „Im Herzen von Asien" so eindrucksvoll schildert — die Karawanentiere geradezu versinken lassen.

Der Süden und Südosten.

Die Landschaft des Südens und Südostens ist im wesentlichen der Bereich der sinischen und hinterindischen Gebirgsketten und die zwischen den Himalaya-Ketten gelegenen Gebiete. Im Bereich der hinterindischen Ketten werden die feuchtwarmen Luftströmungen, die vom südlichen Meere kommen, nicht durch querstehende Gebirgswände abgefangen, sondern im Gegenteil, sie können mit ihrem warmen Atem reichlich zwischen den nordsüdlich gerichteten Gebirgszügen aufwärts dringen. Wir haben es hier daher nicht mit einem

abflußlosen Gebiet zu tun, sondern mit einem durchweg zum Meere entwässerten. Ja diese Gegend ist sogar nicht mit Unrecht als eine Gebärerin von Riesenströmen bezeichnet worden, die ohnegleichen auf der Erde dasteht. Liegt doch hier das Entstehungsgebiet von nicht weniger als vier der größten Ströme Asiens, nämlich des Yangtsekiang, des Mekhong, des Salwen und des Brahmaputra. Ähnlich kommen auch über die Scharten der südlichsten Himalaya-Kette, insbesondere in ihren östlichsten Teilen, immer noch einige belebende Luftströme herüber und erzeugen in den dahinter gelegenen, etwas tieferen Tälern ein — verhältnismäßig — günstigeres Klima, als in den nördlichen und nordwestlichen Gegenden.

Die großen Ströme Tibets

Der Osten und Südosten Tibets ist deshalb eine Übergangslandschaft. Sie ist in den westlichen Teilen noch eine rein zentralasiatische Gegend. Die Flüsse wandern zunächst als flache Steppenwasser dahin, schneiden sich aber im weiteren Laufe tiefer und tiefer ein und verwandeln so allmählich die flachwellige Landschaft in eine immer mannigfaltiger zerhackte, bis dieser Zustand in den zuvor geschilderten Grenzgebieten gegen Südostasien den Höhepunkt denkbar wildester Zerrissenheit erreicht; insbesondere da, wo die drei Flüsse Salwen, Mekhong und Yangtsekiang sich so dicht nähern, daß man auf einer Entfernung, die geringer ist als von Berlin bis zur Elbe, drei Ströme überschreiten kann, von denen jeder einzelne ein größeres Wassergebiet besitzt als alle Flüsse Deutschlands zusammengenommen.

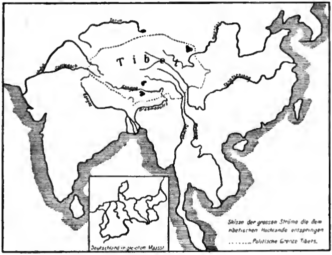
Zu dem Bereich dieser Landschaft gehört auch das Sangpo-Tal in seiner östlichen Hälfte, wo es den Hauptsitz der tibetischen Kultur bildet, und ist als Ausläufer auch der obere Teil des Sangpo-Gebiets hinzuzurechnen, der zwischen den Himalaya-Ketten und dem Südrande der Hochfläche Tschangtang weit nach Westen ausgreift.

Im äußersten Südwesten von Tibet finden wir das bereits berührte, nach dem Pandschab entwässernde Gebiet der heiligen Seen Manasaraur und Rakus, aus deren ersterem der Satledsch seinen Ursprung nimmt, um in wilden Talrissen nach Indien durchzubrechen. In zwei nördlich davon gelegenen Paralleltälern entsteht auch der Indus aus zwei Quellflüssen, nach deren Vereinigung er nach Nordwesten in das Gebiet von Ladak eintritt.

Der Sangpo. Nur wenig östlich von der Sadletsch-Quelle, in dem gleichen Längstal, durch einen sehr sanften Übergang, den Paß Mariam-la in etwa 4700 m Höhe, getrennt, entspringt endlich der Sangpo, der Hauptstrom Tibets. Der Sinn des Namens ist heiliges oder reines Wasser. Zunächst ist er ein einsamer Hochsteppenfluß mit öden Ufern. Allmählich werden aber die Gelände seines breiten Tals, in dem er gemächlichen Laufs dahin strömt, und die seiner Nebenflüsse belebter. Bewegen sich zwar auch hier die Talböden noch immer in Alpenhöhen, so ist doch eine dichtere Besiedelung möglich, und je weiter er zwischen den großen Himalaya-Ketten nach Osten wandert, um so zahlreicher reihen sich die wichtigsten Ansiedelungen Tibets an seinen Ufern oder doch nicht weit davon. Bei Tadum (4330 m) wird der Strom zum ersten male schiffbar, doch unvollkommen. Bei Dschanglatsche liegt er 4150 m hoch, bei Schigatse 3600, bei Tschetang 3500 m. Hier, bezw. bei dem Kloster Samayé, wo Nain Singh ihn 1874 kreuzte, war er 500 Yards breit, 20 Fuß tief und von sehr träger Strömung. Streckenweis aber unterbrechen doch Stromschnellen seinen Lauf, und es scheint auch, daß er mehrfach wieder durch unwegsame Engen fließt, denn Straße und Besiedelungszone verlassen ihn mehrfach, so daß er uns dort auch noch unbekannt ist.

Unterhalb Tschetangs beginnt bereits eine reißendere Strömung. Dann biegt der Sangpo unter dem 94. Meridian

plötzlich mit einem scharfen Knie nach Süden. Der Pandit von 1879 hat ihn abwärts bis zu dem Dorfe Gyaladschong (2440 m) verfolgt. Von dort verliert er sich in einer noch völlig unbekannten, von Wilden bewohnten Gebirgswelt, um etwa 200 km südlicher als Dihong wieder hervorzubrechen und den Hauptquellfluß für den Brahmaputra Indiens zu bilden. Da er bei seinem Verschwinden noch über 2400 m Meereshöhe, bei seinem Austritt nach Assam aber nur noch 130 hat, so muß dieser Durchbruch in überaus großartigen Stromschnellen oder Wasserfällen stattfinden. Wir kennen sie noch nicht;



es ist vielleicht noch der nächsten Zukunft vorbehalten, einen Niagara Asiens zu entdecken.*)

Südlich von Lhassa finden wir den heiligen See Yamdoktso oder Skorpion-See (s. Abb. 1), den man früher für ring-

*) Seitdem will noch ein anderer Eingeborener im Dienste der Engländer den Strom von Gyaladschong ca. 130 km weiter abwärts verfolgt und von dort aus im Dunst bereits die Ebene Indiens erblickt haben, allein das scheint ein Schwindel dieses Mannes zu sein. (vgl. Vivié de St. Martin's Dictionnaire de Géographie, Artikel Yarou-Dsangbo).

förmig hielt. In Wahrheit umschließt er, die Gestalt eines Skorpions nachahmend, eine fast kreisförmige Halbinsel.

Wenig oberhalb von Tschetang mündet von Norden her der Fluß Kitschu (s. Abbildung 2) in den Sangpo; an ihm liegt, 50—60 Kilometer aufwärts und in der Luftlinie, also nicht mehr als 850 Kilometer nordnordöstlich von Kalkutta, in 3630 Metern Meereshöhe die Hauptstadt von Tibet, das heilige Lhassa.

Die Landschaft im östlichen Tibet.

Auch im östlichen Tibet, insbesondere an den Hauptadern der großen Ströme, finden sich noch städtische Ansiedelungen der Tibeter, wichtige Verkehrspunkte an den Handelsstraßen nach China. Aber je weiter man nach Südosten vordringt, um so schwieriger wird mit der wachsenden Wildheit der Gebirgsformen Ansiedelung und Verkehr; auch die Talrinnen selbst, die sich schroffer und schroffer einschneiden, werden für Straßen immer weniger geeignet. Zuletzt werden sie toteinsame, wilde Fels- und Waldklüfte. In diesem östlichen Berggebiete ist deshalb die tibetische Kultur nur flecken- und streifenweise verbreitet. Abseits von den vielfach befestigten Siedelungen und den begangensten Verkehrsstraßen leben teilweise noch kaum bekannte Völker-Stämme in geringerer oder größerer oder auch völliger Unabhängigkeit sowohl von der tibetischen als auch von der chinesischen Zentralgewalt. Immer wieder berichten die Reisenden von räuberischen Überfällen herumstreichender Banden; 1894 wurde im Gebiet des oberen Yangtsekiang der französische Reisende Dutreuil du Rhins, vier Jahre später der Holländer Rijnhart ermordet.

Die nordöstlichen Vorstufen, Kukunoorien.

Die dritte Landschaft Tibets, der Nordosten, ist der Bereich der Ketten des Kwenlun-Systems, soweit sie nicht dem vorhin bezeichneten Gebiet von Tschangtang angehören. Sie besteht aus mehr oder minder breiten Korridortälern zwischen den einzelnen Ketten und größeren, dazwischen

eingesenkten Becken. Das bedeutendste ist das sogenannte Tsaidam, eine gewaltige, im Norden des Marco Polo-Gebirges, einer zwischen dem 92. und 98. Meridian sich hinziehenden Steppenmulde, deren Durchschnittshöhe geringer ist, als die des übrigen Hochlandes, nur etwa 2200—2800 m. Sie scheint der Boden eines großen, heute zu einem riesigen Salzsumpf eingetrockneten Binnenmeeres zu sein; Salz bedeckt in dicker Schicht das Erdreich im Innern, das mit Schilfwildnissen und einzelnen Salzseen bestreut ist. An den Gebirgsrändern haben die späterhin in den Sümpfen verrinnenden Süßwasser einige Weideoasen geschaffen. Auch ist hier infolge der geringeren Höhenlage Baumwuchs nicht selten.

Andere Steppenbecken sind das hochgelegene Quellgebiet des Hwangho, eine den Chinesen besonders verehrungswürdige Gegend. In einer Höhe von etwa 4300 Metern liegt hier eine von Bergen umringte Steppenfläche, die der Chinese mit dem Namen „Sternemeer“ bezeichnet, weil sie, ähnlich wie der Himmel mit Gestirnen, von zahllosen kleinen Seen überstreut ist. In diesem Gebiete, nicht weit vom Oberlauf des Yangtsekiang, seines großen Genossen, dem er sich nach Tausenden von Kilometern langem Laufe erst in der Gegend der beiderseitigen Mündungen wieder nähert, entspringt der „Gelbe Fluß“ Chinas. Er durchströmt die beiden hier gelegenen großen Seen Tscharingnoor und Oringnoor, um dann in seltsamen Schleifen und tiefeingerissenen Durchbruchsschluchten zwischen den in gewaltigen Kettenbildungen emporragenden Zügen des östlichen Kwenlun-Gebirges die freieren landschaftlichen des nordwestlichen China zu erreichen.

Ähnlich gestaltet sind das abflußlose Becken des berühmten Salzsees Kukunoor (ca. 3000 m Meereshöhe) nach dem diese ganze Gegend politisch den Namen Kukunoorien trägt, und andere kleinere Einsenkungen.

Die landschaftlichen Formen dieses Vorlandes von Tibet ähneln in den westlicheren Teilen noch ganz den starren Wüsten und Öden des zentralen Asiens; je weiter nach Osten jedoch, um so reichlicher wird der Abfluß, um so belebter die Landschaft, um so fruchtbarer der vielfach aus Löß gebildete Boden, ohne doch eine ähnliche Zerrissenheit zu erreichen, wie der Südosten. Sind daher die westlicheren Gegenden dieser Vorstufen noch fast unbewohnt, oder nur von Hirten durchzogen — Mongolen oder Tanguten, einer den Tibetern nahe verwandten, aber sich nicht völlig mit ihnen deckenden Völkerschaft — so tritt gegen Osten oasenweise Ackerbau und feste Ansiedlung auf. Insbesondere in dem zum Hwangho entwässerten Gebiete des Hsining-Flusses östlich vom Kukunoor, das größerenteils politisch schon zu China gerechnet wird, allein orographisch noch zum Hochland gehört.



Yamdok-tso (Skorpion-See), vom Kamba-Paß nach Südwesten gesehen. (S. 37.)



Der Fluß Kitschu mit der Straße nach Lhassa. (S. 38.)

IV.

Klima und Erzeugnisse.

Das Klima.

Der geographischen Breite nach entspricht Tibets Lage dem südlichen Mittelmeer und dem Nordrande Afrikas; die klimatischen Verhältnisse sind aber sehr davon verschieden. Sie sind infolge der merkwürdigen Gestaltung des Landes überhaupt ganz eigenartige, den Charakter einer innerasiatischen Wüste mit den Erscheinungen eines arktischen Landes verbindend.

Die Eigenart des tibetischen Klimas.

Vor allem ist Tibets Klima ausgesprochen kontinental, im ganzen von großer Trockenheit und ungemein starken Extremen der Witterung. Den ausgeprägt binnenländischen Zug bewirkt nicht nur die Lage inmitten allseitig herumgelagerter breiter Landflächen, sondern auch der Umstand, daß hohe Randgebirge noch mehr die vom Ozean herandringenden Luftströme abfangen.

Der binnenländische Charakter.

An dem großen, befruchtenden Wechsel des indischen Nordost- und Südwest-Monsuns nimmt Tibet fast garnicht teil; die ungeheuren, warmen Regen tragenden Wolkenmassen, die der Sommer-Monsun vom indischen Meere nordwärts führt, branden wie die Wogen einer zweiten, höheren Meeresfläche gegen den Wall des Himalaya, lecken, einer in Fjorde eindringenden Flutwelle ähnlich, die Täler der Vorketten hinauf, erreichen aber die Oberfläche des tibetischen Hochlandes meist garnicht mehr, oder doch nur in ganz abgeschwächter Form.

Selbst das noch südlich der Hauptkette gelegene Tschumbi-Tal ist durch die Bergmauer zwischen ihm und Sikkim bereits derart geschützt, daß englischerseits vorgeschlagen wird, die offizielle Gesundheitsstation Bengalens, die heute das überaus regenreiche Dardschiling ist, künftig dorthin verlegen, wo die schweren, indischen Sommerregen ganz fehlen.

Immerhin gelangen, namentlich über die Breschen des östlichen Himalaya, die niedriger sind, als weiter im Westen, noch belebende Luftströme des Südens, sodaß die dahinter liegenden Teile des Sangpo-Tales auch dadurch, wie durch ihre geringere Höhenlage, vor den weiter nördlich gelegenen Gegenden bevorzugt sind.

Die östlichen Gebiete des tibetischen Hochlandes werden von dem anderen Monsun-Wechsel, dem ostasiatischen, dagegen stärker in Mitleidenschaft gezogen. Durch die tiefen Rinnen der sinischen Ketten dringt der feuchte Südost-Monsun tief ins Innere aufwärts; bis zum Quellgebiet des Hwangho soll seine Macht zu spüren sein, und im Westen endet sie erst an jener großen, im Südosten das Tengri-noor vorüberstreichenden Schwelle, die das Hochland Tschangtang begrenzt.

Klimatische Unwirtlichkeiten.

Im allgemeinen ist Tibet aber ein Gebiet außerordentlicher Lufttrockenheit. Die Reisenden spüren das an dem Zerspringen ihrer Haut, dem Brechen der Fingernägel. Die Eingeborenen schützen sich oft dagegen durch dickes Einsalben der Gesichter mit einer dunklen Farbe; auch umwickeln sie die Holzpfeiler ihrer Gebäude, um sie vor dem Zerspringen zu schützen. Das massenhafte Eingehen der Karawanentiere auf den langen Höhenwanderungen soll mit darauf zurückgehen, daß die Tiere geradezu nach und nach vertrocknen. Eine Folge dieser Lufttrockenheit ist auch die außergewöhnlich hohe Lage der Schneegrenze; weniger durch

Schmelzen als durch Verdunsten wird der fallende Schnee im Jahreslaufe fortgeleckt. Auf den Darstellungen der höchsten Gebirgsübergänge des Inneren bei den neueren Tibetreisenden, z. B. bei Bonvalot oder Sven Hedin, also in Höhen von gegen 6000 m über den Meeresspiegel, sieht man nur vereinzelte Schneeflecke auf den Gehängen.

Trotzdem fehlt es zeitweilig nicht an schweren Schneetreiben und Regenfällen, die bei der stürmischen Heftigkeit, mit der sich hier alle Erscheinungen vollziehen, die Unwirtlichkeit des Klimas nur noch erhöhen. Sven Hedins letzte Reiseschilderung ist voll von diesen Beschwerden. In den Nächten pflegt zwar durch die lebhafte Austrahlung eine starke Kälte, auch in den Sommermonaten, zu entstehen; sie sind aber zum Glück meist still; da überall gleichmäßige Kälte herrscht, so zieht kein besonderer Aufsaugungsherd atmosphärische Ströme an sich. Wenn jedoch die Sonne aufgegangen ist und die Plateaus ungleichmäßig erwärmt, so jagen schreckliche, im Winter eisige Böen über die Oberfläche dahin, den Staub in Wirbeln emporfegend oder plötzliche Wolkenbänke zusammenballend, die dann mit wütenden Schnee- oder Regenstürzen den Boden peitschen. Alle Reisenden sprechen mit Schrecken von diesen Stürmen; Bonvalot sagt einmal, er hätte glauben können, in der Gegend zu sein, wo noch das Chaos herrschte und die Elemente ungebändigt durcheinander tobten. In einigen Gegenden übergießen die Ackerbauer ihre Ländereien bei Eintritt des Winters mit Wasser, das dann gefriert und so den lockeren Boden davor schützt, von diesen Stürmen weggetragen zu werden. Die Goldschürfer schützen sich gegen die Gewalt des Windes durch Ausheben von tiefen Gruben, in denen sie ihre Zelte aufschlagen.

Zu den atmosphärischen Revolutionen gesellen sich für den Reisenden die Leiden einer furchtbaren Kälte. Im Winter hat Tibet ganz die Natur eines polaren Landes, alle Flüsse

und Seen sind mit Eis bedeckt; die Kleidung der Eingeborenen ist mit allen möglichen Erfindungen zum Schutz gegen die Kälte ausgestattet, die langhaarigen Yakochsen, an deren Pelz sich das Wasser des Regens oder der durchfurteten Bäche festsetzt und gefriert, starren oft von Eis und gehen breitbeinig und schwerfällig einher, um die unförmlichen anhaftenden Massen schleppen zu können.

Beschwerden der Luftverdünnung.

Endlich treten dazu die Beschwerden, die in den höher gelegenen Teilen des Landes aus der Luftverdünnung entspringen. Die Wirkung dieses Umstandes ist ähnlich wie bei der Seekrankheit nicht bei allen Beobachtern die gleiche, sie tritt für die einzelnen in verschiedenen Höhenlagen auf und äußert sich verschieden. Auch die Tiere leiden daran. Von den menschlichen Mitgliedern einer Karawane diejenigen weniger, die reiten, als Fußgänger oder vollends Träger. „Alle die Leute, die Lasten trugen,“ erzählt Waddell von einer Wanderung zum Donkia-Paß zwischem Sikkim und Tibet, aus Höhen um 15000 Fuß, „und die meisten von diesen waren abgehärtete Tibeter, wurden mehr oder weniger ernsthaft ergriffen. Alle hatten wir Kopfschmerzen, als ob der Schädel zerspalten würde, Übelkeit, Herzklopfen und blutunterlaufene Augen und wir mußten häufig am Wege rasten, infolge von Atemnot und der Empfindung, die Hooker treffend als ein Gefühl beschreibt, wie wenn man ein Pfund Blei an jeder Kniescheibe, zwei Pfund in der Magenhöhle und einen Reif von Eisen um den Kopf hätte. Ich kann nicht erklären, warum wir alle soviel mehr durch die Luftverdünnung an diesem Platze litten, als bei der viel höheren Erhebung am Tangkar (16500'). Als wir mühsam weiter wanderten, bluteten viele unserer Leute massenhaft aus der Nase.“ [11])

Im einzelnen sei über das Klima Tibets noch folgendes wiedergegeben.

Beobachtete Temperaturen.

In dem hohen Westen des Landes friert es von Oktober bis April, und alle Seen oberhalb von 2400 m sind währenddem mit Eis bedeckt. Von 4500 m ab bleibt das Thermometer während des ganzen Jahres unter Null, in den noch höheren Regionen herrscht dauernder Winter. Exakte längere Beobachtungen im tibetischen Gnari Khorsum fehlen; die Mitteltemperatur von Leh (3520 m) in Ladak aber ist durch mehrjährige Beobachtungen auf $+ 4{,}4^0$ festgestellt worden, mit Differenzen von $- 7{,}8^0$ und $+ 16{,}2^0$ als Mitteltemperatur des Januar und Juli. In Lhassa (3630 m), beobachteten die Pandits die mittlere Temperatur des Februar und März zu $+ 2{,}2^0$, die des Juni und Juli zu $+ 16{,}1^0$. Im allgemeinen gilt das Wetter des südlichen Tibet für sehr milde und erfrischend im Frühjahr und Sommer, dagegen ziemlich kalt und streng im Winter.

Fürchterlich ist das Klima im Bereiche der Hochebene Tschangtang. Prschewalski berichtet noch aus dem Mai von häufigen Schneestürmen und beobachtete Nachttemperaturen bis zu $- 23^0$, im Winter bis zu $- 35^0$; Bonvalot gefror mehrfach das Quecksilber in der Röhre. Aber auch noch im Juni und Juli sind Temperaturen von $- 5^0$ beobachtet worden. Ostwestliche Winde scheinen vorzuherrschen.

In Osttibet hat Rockhill an der chinesisch - tibetischen Grenze im April und Mai in Höhen von 3000 — 4500 m Temperaturen zwischen 6^0 und $+ 15^0$ gefunden. Im südöstlichen Winkel des Landes, aus Yerkalo (2670 m), besitzen wir achtjährige Beobachtungen der französischen Mission, wonach die mittlere Maximaltemperatur des Sommers $+ 25^0$ die des Winters $- 2^0$ war.[12])

Erfahrungen der gegenwärtigen englischen Expedition.

Interessant sind die Erfahrungen der gegenwärtigen englischen Tibet-Expedition, die es gewagt hat, die Überschreitung der Pässe gerade im Winter zu vollziehen. Sie fand die niedrigste Temperatur — wie zu erwarten — auf

dem wasserscheidenden Tangla-Passe (15700') mit — 32° C. In Thuna unterhalb des Passes auf der Tibetseite sank das Thermometer jede Nacht bis auf — 25°, und auch in dem noch im Tschumbi-Tal gelegenen Phari wurden mehrfach —25° beobachtet. Während der Monate Januar und Februar fällt in jener Gegend bei einer Höhenlage von 4500 m die Temperatur wahrscheinlich in jeder Nacht auf — 23°. Selbstverständlich kamen auch zahlreiche Fälle von Bergkrankheit vor. Ganz gewöhnlich zeigten sich Verdauungsstörungen infolge des Genusses von ungenügend gekochten Speisen.

Diese weitere merkwürdige Folge der großen Höhenlage, das Nichtgarwerden der Speisen, wird schon von dem alten Marco Polo bei seinem Übergang über das Pamir-Hochland das „Dach der Welt" beobachtet, natürlich ohne daß er den Grund erkennt. Er liegt bekanntlich darin, daß infolge des geringen Luftdrucks das Wasser bereits bei zu niedrigen Temperaturgraden siedet. In einer Meereshöhe von 4500 m kocht das Wasser schon bei 83°, infolgedessen können die Speisen nicht vollständig gar werden. So ist es beispielsweise fast unmöglich, den Reis richtig zu kochen. Auch mit den gewöhnlichen roten Linsen, einem berühmten indischen Nahrungsmittel, wurden unliebsame Erfahrungen gemacht, weil nur eine von fünf Sorten in Höhen von mehr als 3000 Metern gar gekocht werden konnte [13]).

Die Pflanzenwelt.

Baumwuchs, Steppe, Wüste.

Der größte Teil des Landes, vom Südosten abgesehen, liegt oberhalb der Grenze des Baumwuchses. Nur in den tieferen windgeschützten Tälern findet man daher Wäldchen von Pappeln und Weiden und Bestände von verschiedenen Obstbäumen. Lhassa, in der Höhe von 3630 m, ist ganz eingebettet in das dichte Grün freundlicher Heine; ja den

Gärtnern des Klosters Mandali im nördlichen Gnari Khorsum ist es sogar gelungen, noch in der Höhe von 4000 m schöne Pappeln um das Kloster zu züchten. Sonst besteht die Pflanzendecke auf den Plateaus oberhalb von 4000 m fast lediglich in Steppen aus dürren Gramineen-Arten (Kobresia Tibetica). Stellenweise ist auch die Krautvegetation reich, bis zu 5000 m Meereshöhe hinauf. Im Bereich der großen Salzseen im südlichen Teil von Tschangtang finden sich ganze Steppenbecken mit einem feinen grünen Rasen überzogen. Im allgemeinen ist aber im Hochland Tschangtang der tonige, sandige und kiesige Boden von furchtbarer Öde. Nur in einzelnen Büscheln wachsen hier und dort einige Gräser oder gelblich-grane Flechten. Die mittlere Höhengrenze des Graswuchses ist in Tibet bei 5000 m. Einzig in den trocknen Betten der intermittierenden Steppenbäche, an Quellen und Sümpfen finden sich Orte etwas reicherer Vegetation, die trotz ihrer Dürftigkeit im Verhältnis zu der entsetzlichen Armut der Umgebung wie Oasen anmuten.

Aber auch das bewohnte Bodyul ist vorwiegend ein Steppenland; Holz ist eine Kostbarkeit darin.

Das südöstliche feuchtere Tibet dagegen hat einen ganz anderen Charakter. Die Gehänge der tiefen Talfurchen im Bereich des südöstlichen Monsuns sind mit ungeheuren dichten und düsteren Urwäldern bedeckt, welche die Einsamkeit und Unwegsamkeit dieser unerforschten Länder noch erhöhen.

In Kukunoorien haben die höheren Teile des Westens einen wüstenähnlichen Charakter ähnlich wie die Hochflächen Tschangtangs. Die tiefer eingesenkten Becken sind Steppen. Das Tsaidam mit seiner verhältnismäßig geringen Meereshöhe, wird von ungeheuren Schilfsümpfen bedeckt, deren höhere Ränder am Fuße der Berge oasenartige Strecken von Baumwuchs zeigen. Gegen Nordosten, insbesondere im nordöst-

lichsten Randgebirge, dem Nanschan, begegnen wir auch größeren Wäldern.

Kulturpflanzen.

Tibet ist dasjenige Land der Erde, wo der Ackerbau die größten Meereshöhen erklimmt. Und zwar ist es die widerstandsfähige Gerste, die dem Menschen am höchsten hinauf folgt. Der Pandit Nain Singh hat in der Seengegend des südlichen Tschangtang Gerstenfelder noch in der Höhe von 4640 m gefunden (Monte Rosa = 4638). Im allgemeinen lohnt der Anbau allerdings nur bis 4400 m.

Im Sangpo-Bassin beginnt der Bodenbau östlich von Ralung (84° 20' ö. L.). Hier sieht man Apfel-, Pfirsich-, Aprikosen- und Pflaumenbäume. Von Schigatse bis Lhassa findet man überall Fruchtbäume. Bei Lhassa wird im April gesät und im September geerntet. Außer der Gerste baut man noch Hafer und Weizen, doch in geringer Menge. Ferner Erbsen, Radieschen, Knoblauch. Weiter im Osten auch Kartoffeln, Mais, Hirse, Buchweizen und Senf. Eine Charakterpflanze vieler Gegenden Tibets ist der Rhabarber, der in großer Menge wild wächst.

In den Tälern hinter dem Himalaya, wo die Hauptmenge des tibetischen Volkes sitzt, z. B. bei Gyangtse, machen die Böden der Talflächen zur Sommerszeit oft den Eindruck grüner Seen von Vegetation, die scharf von den kahlen Gehängen absticht.

Trotzdem ist der Getreidezuwachs nicht so entwicklungsfähig, daß der Ackerbau die Hauptenährung des Volkes bilden kann; wichtiger bleiben wohl noch immer die für die Viehzucht geeigneten großen natürlichen Weideflächen, über die in den bevölkerten Gegenden das Eigentumsrecht sorgfältig abgegrenzt ist.

Tierreich.

Die freie Tierwelt.

So arm Tibets Flora erscheint, so reich ist die Tierwelt des Landes, wenigstens diejenige der Säugetiere. Ins-

besondere in den menschenleeren Einöden des höheren Tibet trifft der Reisende ganz erstaunliche Mengen von Hochwild an; ungeheure Herden von Yaks, Wildpferden, Halbeseln, Eseln, verschiedenen Wildschafen, zahlreichen Antilopenarten. Dazu Hirsche, Steinböcke, Ziegen, Murmeltiere und Pfeifhasen, Füchse, Schakale, wilde Hunde, seltsam gefleckte crêmefarbene Bären und weiße, wollhaarige Wölfe. Auch weiße Bären soll es geben. Das bekannteste und geschätzteste Jagdtier, das eigentliche Charaktertier Tibets, ist der Yak, eine schwarze, 5—6 Fuß hohe Rinderart mit ungeheurem Haarpelz und weißem, pferdeschweifartigem Schwanze, der als Jagdbeute besonders wertvoll ist und einen bedeutenden Ausfuhrartikel des Landes bildet. Man hat Yaks bis in Höhen von fast 6000 m beobachtet. Ein anderes bekanntes tibetisches Säugetier ist der Moschushirsch, der Erzeuger des zeitweilig so hochgeschätzten Parfüms.

Auffallend spärlich dagegen sind die Vögel. Man findet den Kuckuck noch in 3300 m, eine Lerche andrer Arten in 4500 m. Auf den Plateau von Tschangtang gibt es keine Singvögel mehr; nur Adler und Geier kreisen dort noch über den Einöden und große dunkle Raben. Zahlreicher ist die Vogelwelt im waldreichen Osten, insbesondere Fasanen trifft man hier viel.

Während in den Alpen die äußerste Höhengrenze der Fische ungefähr bei 2100 m liegt, kommen sie in Tibet in mehr als doppelten Höhen vor. Nain Singh fand solche in der Gegend des Tengrinoor, im See Mansaraur (4660 m) gibt es Forellen. Ja Prschewalski konstatierte in den warmen Quellen am Südhange des Tanglagebirges in 4750 m Höhe noch mehrere Arten von Fischen. In den salzig gewordenen, abflußlosen Seen haben sich die Fische der veränderten Lebensweise angepaßt.

Die Haustiere.

Unter den Haustieren der Tibeter ist am bekanntesten der zahme Yak; eine Abart des wilden Yaks, die mit dem in-

dischen Zebu gekreuzt wird. Während der wilde Yak immer schwarz ist, nimmt der Hausyak mit kleinerer Gestalt auch verschiedene Farben an. Er dient dem Tibeter zu den verschiedensten Zwecken. Sein langes Außenhaar wird zu Filzen verarbeitet, darunter liegt eine sehr feine Wolle, das Fell wird gegerbt, selbst die Hörner finden mannigfache Verwendung, letztere sogar als Baumaterial (s. das Kapitel Lhassa), sein „Argol", der getrocknete Dung, ist der wichtigste Brennstoff in dem holzarmen Lande; vor allem aber dient der Yak infolge seines sicheren Tritts als Reit- und Lasttier. Nur in den höchsten Gegenden des Landes versagt er; seine Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte und die Rauheiten steiniger Wege ist geringer als die des Schafes, das hier für ihn eintritt und — was sonst auf der Erde unbekannt ist — als Tragtier verwendet wird. Jedes Schaf trägt etwa 8—12 kg, und die Tiere erweisen sich als ungemein zähe. Nain Singh hat auf seiner denkwürdigen Reise von Rudok zum Tengrinoor solche Tragschafe über eine Strecke von mehr als 1600 km mitgeführt. Auch Esel und Maulesel werden ähnlich gebraucht. Zum Reiten benutzt der Tibeter endlich auch eine haarige Ponyart von großer Ausdauer. Mit dieser ist die tibetische Kavallerie beritten, und sie führt darauf sehr geschickte Evolutionen aus, wie Sven Hedin so lebendig in seinem letzten Buche schildert und abbildet.

Am wichtigsten für Nahrung und Kleidung des Tibeters ist das Schaf. Sven Hedin braucht den Ausdruck, daß das ganze tibetische Volk eigentlich vorzugsweise von der Schafzucht lebe.[14]) Daneben spielt die tibetische Ziege (Kaschmirziege) eine bedeutende Rolle, deren feine Wolle zur Herstellung der kostbaren Schals dient. Außerdem gibt es Schweine, und verschiedene andere Hausrinderarten, besonders im östlichen Tibet. Im Norden züchtet man auch Ka-

mele. Auch Hauskatzen kennt man. Dagegen ist das Huhn, das sonst neben dem Hunde des Menschen häufigster Begleiter ist, nicht in allen bewohnten Teilen des Landes eingeführt.

Eine besondere Rasse vertritt der schöne, dunkle, große, schon von Marco Polo beschriebene langhaarige Tibethund, den wir neuerdings auch in unseren zoologischen Gärten finden, und den die Tibeter als Wacht- oder Schäferhund verwerten.[15])

Mineralschätze.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Zukunft des Landes scheinen seine Mineralschätze zu sein.

Wichtige Mineralien Tibets.

An den Rändern der abflußlosen Seen Innertibets wird Salz gewonnen, das bis nach China geht. Wichtiger noch ist der ebenfalls an diesen Seen gewonnene Borax. Besonders ist es der in gewaltiger Meereshöhe und Steppeneinsamkeit gelegene Bultso im Nordosten des Tengrinoors, von dessen Ufern die Pilger ihn aufsammeln; er geht denn seit alter Zeit über den Himalaya nach Indien und Europa. Auch Silber, Kupfer, Schwefel, Quecksilber und Eisen sowie zahlreiche Halbedelsteine werden gewonnen. Im westlichsten Kwenlun, an den Ufern des Karakasch-Flusses, finden sich die uralten Fundorte des Jade oder Nephrit, des berühmten und so außerordentlich geschätzten Yü-Steins der Chinesen. Liegen diese Minen zwar bereits auf chinesischem Gebiet, so scheint es doch, als ob auch weiter im Osten im eigentlichen Tibet dies kostbare Gestein vorkommt.

Das Gold.

Weitaus am wichtigsten aber ist die Tatsache, daß seit uralter Zeit in Tibet Gold gefunden wird. Wir erwähnten bereits, daß mit dem Ruf dieser Goldschätze zugleich die erste sagenumhüllte Kunde über das tibetische Hochland überhaupt in das Abendland gedrungen ist. (Vgl. S. 8). Heut sind durch die Be-

mühungen der englisch-indischen Pandits die wichtigsten Goldfundstätten des inneren Tibet bekannt geworden. Sie ziehen sich in einer Schnur von Rudok im Norden des Indus quer über das einsamste Hochland bis in die Gegend des Tengrinoor. Nach den Schilderungen unserer Gewährsmänner werden sie, augenscheinlich seit uralter Zeit, in sehr primitiver Weise ausgebeutet.

Es ist gegen eine jährliche Abgabe von zwei Drittel Unzen Gold einem jeden erlaubt, auf eigene Rechnung zu graben, doch beaufsichtigen die Behörden in Lhassa die Produktion sehr sorgfältig. Bei Thok-dschalung, den nördlich von der Indus-Quelle in der ungeheueren Höhe von 5000 Metern gelegenen, gegenwärtig ertragreichsten Goldfeldern fand der Pandit von 1867 und 68, daß in einer grabenartigen Vertiefung im Erdboden von 100 bis 200 Schritt Breite und einer englischen Meile Länge gearbeitet wurde, in die man vermittelst Stufen etwa 25 Fuß tief hinabstieg. Noch größer und tiefer war die Grube auf dem Goldfelde von Thok-sarlung. Ein weiteres viel besuchtes Goldfeld ist Thok-daurakpa, weiter gegen Lhassa hin. Die kleinen dunklen Filzzelte der Goldgräber standen zum Schutz gegen den schneidenden Wind, der über die kahlen Hochebenen fegt, jedes in einer eigenen kleinen Vertiefung, die siehen bis acht Fuß unter die Oberfläche hinabreichte. Etwa dreihundert solcher Zelte waren zur Sommerszeit dort zu zählen. Eigentümlicher Weise soll im Winter die Menge etwa doppelt so groß sein; trotz der außerordentlichen Steigerung der Beschwerden sollen die Goldgräber doch die Zeit des dauernden Frostes vorziehen, weil dabei die Erdwände der ausgehobenen Gruben besser stehen bleiben. Sie sind dann in dicke grobe Pelze gehüllt, in denen sie im Verein mit ihren großen dunklen, gefährlich wilden Hunden, die sie bei sich haben, noch heute jenen phantastischen Eindruck

machen, der einst die Sage von den goldgrabenden Ameisen hervorgerufen hat.

Die Funde sind oft beträchtlich; der Pandit sah einen Goldklumpen von zwei Pfund Gewicht. Der Preis ist aber sehr billig, nur 30 Rupien für die Unze an Ort und Stelle. So ist auch der Gesamtertrag dieser Minen bis heute noch gering; man schätzt ihn auf wenig mehr als 150000 Mark im Jahr. All dies Gold nimmt seinen Weg über Gartok nach Indien.[16])

Aber auch anderwärts scheint der Boden Tibets reich an Gold zu sein. Ebenfalls seit alter Zeit ersteigen auch die Bewohner des Tarim-Beckens zeitweilig die Randwälle des nördlichen Tibet, um in noch urtümlicherer Weise in jenen menschenleeren Einöden nach Gold zu suchen. Der Russe Bogdanowitsch hat verschiedene dieser Goldfundstätten besucht. Die goldführenden Schichten, Verwitterungsprodukte der sehr alten Gesteine, sind sehr mächtig, oft mehr als 60 bis 80 Meter und der Gehalt an Gold kann auf zehn Gramm für das Kubikmeter geschätzt werden.

Daß endlich auch Osttibet Gold besitzt, geht schon aus dem Namen hervor, den der Yangtsekiang in seinem Oberlaufe innerhalb dieser Gegenden führt. Die Chinesen nennen ihn Kin-scha-kiang, d. h. Goldsandfluß.

Nicht diese Indizien allein, es sprechen auch sonst Anzeichen für die Wahrscheinlichkeit, daß Tibet ein Goldland ersten Ranges werden kann. F. von Richthofen hat unlängst ausgeführt[17]), daß die großen Goldfundstätten der Erde immer Gegenden gewesen sind, wo langdauernde Verwitterungsprozesse das in den Gesteinen feinverteilte Material loslösen und allmählich an einzelnen Orten ungestört anreichern konnten. Ungestört vor allem durch den Menschen, der, wenn er sich einmal mit Energie auf ein solches Goldfeld stürzt, in wenigen Jahren oder Jahrzehnten den durch ungezählte Jahrtausende

aufgespeicherten Schatz der Natur zu erschöpfen pflegt. Die großen Goldgebiete der Neuzeit, wie Kalifornien, Australien, Südafrika, Alaska, waren immer neu erschlossene Gegenden. Für Tibet trifft nun die Bedingung einer sehr langdauernden Verwitterung der Gebirge ebenso zu wie die bisherige weitgehende Abschließung. Ein Faktor zur Anreicherung des Goldes an bestimmten Stellen, die Arbeit anschwemmender und seihender Flüsse, fehlt zwar in vielen Gegenden, allein vielleicht hat in diesen der Wind eine ähnliche Rolle spielen können.

Es ist kein Zweifel, daß der vermutete Goldreichtum Tibets bei dem neueren Wettstreit zwischen Rußland und England eine bedeutende Rolle spielt. Bewahrheitet er sich, dann wird der Besitz des vorwaltenden Einflusses in diesem Lande angesichts des sich immer mehr steigernden Goldbedürfnisses der Welt von unberechenbarer Wichtigkeit werden.

V.

Die Tibeter.

Verbreitung der Tibeter.

Die Tibeter werden den mongolischen Völkern zugerechnet. In verschiedenen Abschattierungen, die zum Teil aus Beeinflussung von Nachbarbevölkerungen her zu erklären sind, reicht ihre Rasse stellenweis über die politischen Grenzen von Tibet hinaus. Tibetisch ist die Bewohnerschaft des zu Kaschmir gehörigen Ladak, und auch unter der Bevölkerung Kaschmirs selbst finden sich tibetische Bestandteile. In Körperbau, Sprache und Sitte sind auch die Himalaya-Stämme weiter nach Osten, wie die Völker in Nepal, Sikkim, Bhutan, ihnen nahe verwandt; die Bevölkerung Innerasiens ist hier einstmals von Norden her über die Pässe hinübergequollen und hat die südlichen Gehänge des großen Gebirges mit besetzt, während der Indier der heißen Ebene es meist vermieden hat, in die Berge vorzudringen. Auch im Osten beherrscht die tibetische Rasse das gesamte Hochland bis zu seinem, politisch schon zum eigentlichen China gehörigen östlichen Randgebiet. Der Nordosten ist von einer besonderen Abart der Tibeter, den Tanguten, eingenommen. Nach Norden und Nordwesten zu fehlt, wie erinnerlich, großenteils überhaupt eine eigene Bevölkerung. In die Hochflächen von Tschangtang dringen von den westlichen und nördlichen Grenzen nomadisch türkische Stämme, die Khor, und mongolische, die Sok, ein, Fremdstämme, die in Tibet auch gern als Katschi, d. h. Muhamedaner, bezeichnet werden; von den südlichen und östlichen vorübergehend die Tibeter als Hirten, Jäger

und Goldsucher. In den Berg- und Waldwildnissen von Osttibet sind endlich außerdem verschiedene einzelne Stämme noch unbekannter Natur zwischen die eigentlichen Tibeter eingestreut.

Die Hauptmasse der eigentlichen Tibeter sitzt in mehr oder minder geschlossener Form in den Längstälern des Südens hinter der südlichen Hauptkette des Himalaya. Sie nennen sich selbst Bod und ihr Land, wie erwähnt, Bodyul.

Körperliche u. geistige Eigenschaften.

Die Tibeter sind meist mittelgroß, von kräftiger untersetzter Figur, mit breiten, flachen Gesichtern mongolischen Schnitts und schwarzen Augen, vorspringenden Backenknochen und eingedrückter Nase. Doch finden sich auch bedeutsame Abweichungen davon, die einzelne Forscher schon zu der Vermutung einer Rassenmischung geführt haben. So die Beobachtung, daß die Hauptfarbe in sehr großen Unterschieden von fast europäischer Helle bis zum kupfrigen Braun schwankt. Die dunkle Tönung findet sich häufiger bei den vorwiegend als Nomaden lebenden Stämmen des Nordens, die hellere bei den vorwiegend ansässigen Bewohnern des Südens. Sie kann jedoch auch als eine Folge der verschiedenen Lebensweise erklärt werden.

Das niedere Volk scheint nach unseren Begriffen durchgängig recht häßlich zu sein; in den höheren Ständen findet man bei fast weißer Hautfarbe feine, selbst für unsere Begriffe schöne Gesichter. Mit wenigen Ausnahmen schildern die Reisenden die Tibeter, wenigstens die dem Lamareiche angehörigen, meist als liebenswürdig von Charakter. Eine natürliche Heiterkeit, ein angeborener Witz, Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft werden oft hervorgehoben, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß ihre Abgeschlossenheit gegen die Europäer ursprünglich wohl weniger aus den Neigungen der Tibeter selbst entspringt, sondern auf den Einfluß der chinesischen Behörden zurückzuführen ist. Bei dem Besuche Hucs und Gabets kam es fast zu einem Konflikt zwischen

dem tibetischen Premierminister und dem chinesischen Residenten, der schließlich die Ausweisung durchsetzte. Wenn sie, wie es im Falle Landor vorgekommen, den Reisenden mißhandeln, so scheint es, als ob die Schuld daran zu nicht geringem Teil an einem törichten Benehmen des Fremden selbst gelegen hat. Und wenn sie sich gegenwärtig gegen die eindringenden Engländer wehren, so kann ihnen das schwerlich jemand verdenken.

Diese Schilderungen gelten natürlich nicht für die umherschweifenden Räuberstämme; mit diesen hat man bisher nur immer flüchtige, stets unerfreuliche Beziehungen gehabt.

Von den Untertanen des Dalailama-Reiches herrschte bis vor kurzem die Annahme, daß sie, ursprünglich ein energisches, kriegerisch tüchtiges Volk, in der langen Priesterherrschaft schlaff und friedselig geworden seien; die neueren Kämpfe mit den Engländern haben bewiesen, daß die letztere Anschauung ganz unbegründet war. Die Tibeter haben dabei eine leidenschaftliche Kampfesenergie und einen entschiedenen Todesmut bewiesen.

Die gewöhnliche Tracht der Männer ist ein langer Kittel mit weiten, über die Hände fallenden Ärmeln, der um die Mitte bauschig gegürtet und meist so getragen wird, daß er den rechten Arm nebst der Schulter unbedeckt läßt. Im Sommer besteht dieser Rock aus Wolle, in Winter und in den höheren Teilen des Landes aus Schaffell, die Haare nach innen gekehrt. Die Füße werden mit Schenkelstücken aus Wolle oder Fell bekleidet und langen Filz- oder Wollstiefeln mit Ledersohlen. Ihr Haupt umwinden sie entweder mit roten Wollbinden, oder sie tragen eigentümlich geformte Mützen aus Schaf- und Fuchsfellen. In den oberen Beamtenkreisen ähnelt die Tracht sehr der chinesischen. Die tibetischen Begleiter des chinesischen Ambans, der infolge der Sikkim-Grenzstreitigkeiten im Jahr 1888 nach Dardschiling kam, Tracht.

sahen in ihrer arktischen Winterkleidung allerdings wie vorsintflutliche Ungeheuer aus mit ihren dicken Vermummungen, zu denen Ohrenklappen, Nasenklappen, Schläfenklappen und mächtige gepolsterte Brillen gehörten.[18]) Die Frauen wenden große Sorgfalt auf ihren Kopfputz. Sie flechten das Haar in zahllose Zöpfe und verzieren es mit allerlei Schmuckwerk, sodaß es bei den Vornehmeren kunstreiche Aufbauten von großem Umfang bildet.

Ehe. Bei der tibetischen Ehe ist die Form der Polyandrie sehr häufig, und zwar in der Weise, daß die verschiedenen Brüder einer Familie ein und dieselbe Frau heiraten. Im Zweifelsfall gilt der älteste der verheirateten Brüder als Vater der entstehenden Kinder. Die Ursache dieser Einrichtung, die nur selten die Quelle der für unsere Anschauungen naheliegenden Mißhelligkeiten geben soll, ist vor allem wohl die Armut des Volkes bei relativ hohen Kulturbedürfnissen; das Erbe der Familie bleibt so zusammen, und die Männer sorgen miteinander für Unterhalt und Schmuck der Frau, wie diese für Instandhaltung der gemeinsamen Wirtschaft. Bei reichen Tibetern kommt auch umgekehrt die Polygamie vor. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß beide Einrichtungen, ebenso wie außerordentliche Ausbreitung der Möncherei unter der Bevölkerung, dahin wirken, die Volkszahl zu beschränken.

Gebräuche. Von den mannigfachen, in der Isolierung oes Hochlandes besonders eigenartig ausgebildeten Sitten des Volkes seien nur einige wenige erwähnt. Reich entwickelt und streng beobachtet sind die Verkehrs- und Höflichkeitsformen. Der sonderbare Gruß und die Respektsbezeugung des Tibeters besteht darin, daß er die Zunge so weit wie möglich herausstreckt und sich dabei hinter dem einen Ohr kratzt oder es nach vorn biegt. Nach einer Erklärung Waddells soll in dieser letzteren Handlung ursprünglich ein Unterwürfigkeits-

zeichen liegen, ausgehend von der asiatischen Gewohnheit, daß der Sieger in der Schlacht als Trophäen die abgeschnittenen Ohren des Überwundenen mitführt. Derselbe Autor erzählt die drollige Geschichte von dem englischen Soldaten der tibetischen Grenzstation, der sich bei seinem Offizier darüber beklagt, daß ihm die schmutzigen Kerle bei der Begegnung immer die Zunge wiesen. Er habe schließlich einen niedergehauen. Als dieser aber aufstand, habe er ihm die Zunge noch länger als vorher herausgestreckt, und da habe er ihn wieder zu Boden geschlagen[19]. Bei besonders förmlicher Begrüßung werden überdies Seidenschärpen gewechselt, die aus China importiert werden.

Die Leichname der Gestorbenen werden, je nach Befinden der Priester, entweder verbrannt, beerdigt oder in einen Fluß geworfen, oder sie werden endlich den wilden Tieren zum Fraß ausgesetzt, nachdem sie im Beisein des Priesters und der Leidtragenden feierlich in Stücke gehackt worden sind. Doch liegt hierin nicht etwa eine Mißachtung; im Gegenteil, man kann in Tibet einen großen Respekt vor den Toten beobachten. Große Feste werden zu ihrem Gedächtnis begangen, zu denen man alle Vorübergehenden einladet. Nachts zündet man Feuer auf den Bergen an. Die Flammen antworten einander von Höhe zu Höhe, während die Tempel im Lichterglanz erstrahlen und vom Schall der Cymbeln und der Totenhymnen widerhallen.

Die Bildungsstufe des Volkes ist im Vergleich zu seiner materiellen Armut nicht gering. Lesen und Schreiben ist allenthalben verbreitet, und zahlreiche Bücher werden gedruckt. Bildung.

Die bedeutsamste Frucht tibetischer Kultur und der wichtigste Bestandteil im geistigen Leben der Tibeter ist aber ihr Glaube und ihre Kirche. Religion.

Es gibt wohl auf der Erde kein einziges Volk, bei dem die Religion so sehr alle Verhältnisse durchdringt und wo

die Priesterschaft eine so unumschränkte Gewalt über die Gemüter besitzt, wie das tibetische.

Diese Religion ist der Buddhismus, aber nicht die ursprüngliche, sondern eine später abgeleitete Form desselben:

Der Buddhismus.

Die im 5. Jahrhundert vor Christus in Vorderindien entstandene Lehre Buddhas*) ist, wie der Leser weiß, eine der großen Erlösungs-Religionen. Ihr Grundgedanke ist der, daß das Dasein ein Leiden ist. Ursache des Leidens ist der Durst nach Genuß. Da derselbe unersättlich ist, so besteht die Erlösung nicht in der Stillung des Durstes, sondern in seiner Aufhebung durch gänzliche Vernichtung des Begehrens. Wer seiner Begierden nicht Herr wird, der findet auch im leiblichen Tode keine Erlösung, sondern gewinnt durch die Seelenwanderung immer wieder eine neue Existenz, mehr oder minder begehrungsreich, also qualvoll, je nachdem er gelebt hat. Wer aber durch rechtes Glauben, Handeln und vor allem entsagendes Sichversenken zur völligen Abtötung seiner Begierden gelangt, der erreicht die Befreiung von dem ewigen „Umschwung" (Sansara) der Seelenwanderung, nämlich das Nirwana, die „Ausblasung". Ob diese das absolute Nichtsein oder ein Zustand der Seligkeit ist, vielleicht ein Zerfließen in die pantheistische Allgottheit (denn einen persön-

*) Buddha heißt „der Erleuchtete". Das Wort ist weniger ein eigentlicher Name, als die Bezeichnung eines religiösen Zustandes. Da vielfach Verwirrung über die verschiedenen Namen herrscht, mit denen diese merkwürdige Persönlichkeit bezeichnet wird, so sei bemerkt, daß sein Personalname Gautama Sidharta war. Er stammt aus dem Fürstengeschlechte der Ssakja, nach welchem er häufig Ssakjamuni (Einsiedler aus dem Geschlechte der Ssakja) geheißen wird. Selbst nannte er sich auch gern Tathagata, d. h. „Einer, dem es ebenso ergangen ist" (nämlich wie den anderen Menschen). Es liegt dabei eine ähnliche Anschauung zugrunde, wie wenn sich Christus als „des Menschen Sohn" bezeichnet. Den Namen „Buddha" nahm er erst später auf der Höhe seiner religiösen Entwickelung an.

lichen Gott predigt der Buddhismus nicht), darüber hat Buddha nichts offenbart.

Seinen außerordentlichen äußeren Erfolg in dem bis dahin brahmanischen Indien verdankt der Buddhismus in erster Linie dem Umstande, daß er, den furchtbaren Egoismus des brahmanischen Kastenwesens verurteilend, gleichmäßig allen Menschen das Heil zugänglich machte.

Der Buddhismus ist in Vorderindien selbst mit Ausnahme Ceylons später wieder durch eine im 8. Jahrhundert n. Chr. einsetzende Gegenreformation des Brahmaismus verdrängt worden, sonst aber hat er den größten Teil Ostasiens erobert.

Die Entwickelung des tibetischen Buddhismus (Lamaismus).

Schon vorher hatte sich durch die Differenzen der verschiedenen Konzilien, die nach dem Tode des Stifters das buddhistische Dogma feststellten, eine Spaltung zwischen einer südlichen und nördlichen Richtung vollzogen, und von der nordindischen, die neben den von Buddha selbst herstammenden Vorschriften noch eine Tradition gelten läßt, leitet sich der Buddhismus Tibets ab. Vom 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an wurde er dort eingeführt und nahm, zum Teil wohl durch Vermischung mit der einheimischen Volksreligion, eine ganz eigentümliche Entwicklung, die man als „Lamaismus" (vom mongolischen lama = der Höhere, der Priester) bezeichnet, und die vielfach die ursprüngliche Lehre des Meisters in ihr Gegenteil verkehrt hat. Auf Grund der Tradition und des ursprünglichen Schamanentums der Tibeter entwickelte sich, während Buddha gerade alles Kastenwesen streng verwarf, ein neuer Unterschied zwischen Priester und Laien. Während Buddha ferner den Schwerpunkt des religiösen Strebens in das Innere des einzelnen verlegte, leitet gegenwärtig die Lamakirche das Glaubensleben des Volkes mit absoluter Vormundschaft und befriedigt seine

seelischen Bedürfnisse durch ein weit ausgebildetes System äußerer Formen.

Als besonderer Förderer der Lehre gilt der sagenhafte König Srongdsan Gampo († 698 n. Chr.), der auch das berühmte heilige Gebet der Tibeter einführte. Von ihm soll schon der Tempel auf dem Berge Potala gegründet worden sein, an dessen Fuß sich dann die Stadt Lhassa gebildet hat. Die Lehre hatte noch mancherlei Kämpfe zu bestehen, doch schon früh beginnt die Ausbildung des Lamawesens und seines Einflusses. So wird in der einheimischen Geschichte ein 901 gestorbener König deshalb besonders gepriesen, weil er „durch seine grenzenlose Verehrung der Geistlichkeit" das Glück des Volkes so sehr förderte, daß es dem der seligen Geister glich; und schon Odorico von Pordenone erzählt (um 1325), in der Hauptstadt des Landes wohne der „Abassi" der Tibeter, was soviel als ihr „Papst" bedeute. Vollendet wird dieser Ausbau aber erst, nach einer Zeit des Verfalls (vgl. den Abschnitt: Geschichte) durch das

Tsongkapa. Auftreten des großen Reformators Tsongkapa (1358—1419), geboren in der Nähe des Sees Kukunoor im nordöstlichen Tibet, dort wo jetzt das außerordentlich heilige Kloster Kumbum steht. Obwohl dieser ohne Zweifel bedeutende Mann einer verhältnismäßig naheliegenden Vergangenheit angehört, so ist doch seine Persönlichkeit bereits heut mit einem Netz von Sagen umsponnen. Ihm wird, wie seinem Meister Buḍdha selbst, die übliche jungfräuliche Geburt zugeschrieben. Sein Leichnam, der in dem von ihm gegründeten Kloster Galdan, unweit Lhassa, bestattet ist, (s. Abbildung 3), schwebt dort ohne Stützen über dem Erdboden und gibt von Zeit zu Zeit den Lamas des Klosters neue Glaubensvorschriften u. a. m. Höchst interessant ist eine Geschichte, die dem Pater Huc bei seinem Aufenthalt in Kumbum von den dortigen Mönchen mitgeteilt

wurde. Als Tsongkapa noch in jugendlichem Alter stand, aber schon damals sich durch große Geistesgaben und tief nachdenkliches Wesen auszeichnete, kam ein geheimnisvoller Fremder in die Gegend seiner Heimat, der angab, ein Lama aus den Ländern des fernsten Westens zu sein. Die hohe Weisheit dieses Fremden ergriff den jungen Wahrheitssucher, er schloß sich ihm aufs innigste an und wanderte nach dem Tode seines Lehrers gegen Südwesten, nach Lhassa, um dort im Geiste des Verstorbenen zu wirken. Aus der westlichen Herstammung des Unbekannten und besonders aus dem eigentümlichen Nebenzuge der Erzählung, der Fremde habe eine große Nase gehabt, anders als die Leute des Landes und ähnlich den beiden europäischen Reisenden, zieht Huc die Folgerung, jener Fremde sei einer der großen europäischen Missionare gewesen, wie sie zur Zeit des großen Mongolenreiches ja tatsächlich mehrfach das Innere von Asien besucht haben, und sucht damit die rätselhaften Ähnlichkeiten zwischen den römisch-katholischen und den tibetischen Kultusformen zu erklären, von denen wir noch sprechen werden.[20]

Wie dem auch sei, die gegenwärtige Gestaltung der tibetischen Lamakirche ist auf Tsongkapas mächtigen Einfluß zurückzuführen. Allerdings wirkte dieser Reformator des Buddhismus, der ein Zeitgenosse von Huß, dem Vorläufer unserer evangelischen Reformation, ist, in ganz anderem Sinne als Luther; eher in demjenigen Gregors VII. Er stellte nicht etwa das ursprüngliche Priestertum aller Gläubigen wieder her, sondern vollendete im Gegenteil den strengen Ausbau der in Verfall geratenen Lama-Hierarchie und ihrer gegenwärtigen Kultusformen. Auf ihn ist vor allem die prinzipielle Durchführung der Ehelosigkeit des Klerus zurückzuführen, die vorher nur ein besonderes Verdienst war.

Tsongkapas Reformen haben eine konfessionelle Spaltung hervorgerufen. Die Geistlichkeit der älteren Kirche, die

an den alten Einrichtungen festhält, unterscheidet sich von denen der jüngeren Richtung äußerlich dadurch, daß sie rote Mützen trägt, während die Anhänger Tsongkapas gelbe tragen. Die Gelbmützen sind bei weitem die mächtigeren in Tibet, den Rotmützen ist nur eine kleinere Anzahl Klöster geblieben. Ihr Zentrum ist heute das Kloster Sakia. Übrigens soll ein gutes Einvernehmen zwischen beiden bestehen, was freilich nach den allgemeinen Erfahrungen der Religionsgeschichte auf Erden nicht sehr wahrscheinlich klingt.

Die lebenden „Buddhas".

Der immer schärfere Ausbau der Hierarchie wurde besonders gefördert durch eine eigentümliche Anwendung der schon älteren Lehre von — um die etwas verwickelte Anschauung möglichst einfach auszudrücken — der Buddhawerdung frommer Persönlichkeiten. Buddha selbst nämlich war nach dem buddhistischen Dogma kein gewöhnlicher Mensch, sondern die Inkarnation eines göttlichen Wesens, und es wird erwartet, daß er nach einer gewissen Anzahl von Jahrtausenden seine Fleischwerdung wiederholen wird. Da nun aber, nach einer weiteren Lehre, ein ganz besonders frommer Wandel dem Menschen nach seinem Tode eine Art Göttlichkeit, eine Vorstufe derjenigen, die Buddha selbst besitzt, verleihen kann — ein Zustand, der Bodhisatwa genannt wird *) — so hat sich allmählich, indem die dogmatische Spekulation immer neue Ranken trieb, die Vorstellung entwickelt, daß auch andere hervorragende Persönlichkeiten der Lama-Kirche göttliche Wesen werden, welche die Seelenwanderung nicht in tierischen oder sonstwie andersartigen Daseinsformen fortsetzen, sondern immer von neuem als Menschen wiedergeboren werden.

*) Ein Wesen, das durch eine besondere Heilstat, die mit dem ausgesprochenen Wunsche geschah, ein Buddha zu werden, die Anwartschaft darauf erlangt hat, ist ein „Bodhisatwa", d. h. einer, dessen Wesenheit (satwa) die Erkenntnis (bodhi) ist. (Grünwedel: Mythologie des Buddhismus in Tibet etc. Leipzig 1900 S. 9).



Kloster Galdan.
In dem dunklen Gebäude im Mittelgrunde, links von der Doppeltreppe, das Grab Tsongkapas. (S. 62.)

Es gibt daher jederzeit auf Erden verschiedene lebende Heilige, häufig populär direkt „Buddhas" genannt (worunter also nicht Wiedergeburten Sidhartas selbst zu verstehen sind), die infolge ununterbrochener Inkarnation auf Erden unsterblich bleiben. Stirbt der Leib eines solchen, so erscheint die Seele nach einigen Tagen wieder in irgend einem Kinde, das seinen göttlichen Charakter durch ganz bestimmte Wunderzeichen offenbart. Solche Persönlichkeiten genießen natürlich die höchste religiöse Verehrung und sind Ziele von Wallfahrten.

Aber nicht alle in gleichem Maßstabe. Die hervorragendste Bedeutung hat ohne Widerstreit heute der Dalailama in Lhassa, der als eine Inkarnation des uralten Heiligen Padmapani oder Avalokita, des Lieblingsheiligen der Tibeter, angesehen wird. Auch König Srongdsan-Gampo war eine Inkarnation Padmapanis, der in dieser Gestalt die Lehre in Tibet eingeführt hat; der Dalailama ist also identisch mit dem Begründer des tibetischen Buddhismus. Der zweithöchste „Buddha" ist der Pantschen- oder Taschilama im Kloster Taschilhumpo bei Schigatse; er gilt meist als Wiedergeburt eines anderen, auch sehr großen Heiligen, Amitabha, von dem eine frühere Inkarnation der große Lehrer Tsongkapa war; der Taschilama ist also identisch mit dem Reformator des tibetischen Buddhismus. Beide gehören natürlich der gelben Sekte an. Daneben gibt es noch mehrere andere, in Tibet sowohl wie in der Mongolei.

Ähnlichkeiten des tibetischen Kultus mit dem römisch-katholischen.

Die berührte wunderbare und noch nicht befriedigend erklärte Ähnlichkeit der tibetischen Kultformen mit denen der römisch-katholischen Kirche ist allen Beobachtern als ganz erstaunlich aufgefallen. Der Eindruck dieser Eigentümlichkeit auf die katholischen Missionare, die das Land betraten, ist ein verschiedener gewesen: Die einen kommen entsetzt und bestürzt in die Heimat zurück

und erzählen, dort oben im Innern Hochasiens habe sich der Satan zur Verspottung der heiligen Kirche ein verzerrtes Abbild derselben geschaffen; die anderen schöpfen im Gegenteil die Überzeugung daraus, daß die Tibeter schon halbe Christen seien und aufs leichteste zur allein seligmachenden Lehre zu bekehren sein würden. Bereits in Odoricos Berichten findet sich, wie wir uns erinnern, die Bemerkung, die Tibeter hätten einen „Papst". Der Pater Andrada erzählt: Die Priester Tibets singen schier auf unsere Weise ihre Choräle, ihre Tempel gleichen unseren Kirchen, nur sauberer gehalten. Ein goldenes weibliches Bildnis in einem derselben soll die Mutter Gottes sein. Auch haben sie, sagt er, das Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit, Beichte, Weihwasser, auch eine Art Waschung, die er der Taufe vergleicht, sie machen Prozessionen und treiben Teufel aus. Aber auch der Laie Manning betont mit großem Nachdruck, daß ihm in Tibet mehrfach Rom und das Papsttum eingefallen sei. Ganz besonders schildert Huc diese Ähnlichkeiten. Als er den Prior des Klosters Kumbum in einer feierlichen Prozession daherschreiten sah, sagt er, die Kleidung desselben sei aufs genaueste die eines Bischofs gewesen. Er trug eine gelbe Mitra auf dem Kopfe, in der Rechten einen langen Stab in Kreuzform, seine Schultern waren mit einem Mantel von violettem Tafft bedeckt, der über der Brust von einer Spange zusammengehalten wurde und einem Chorrock durchaus ähnelte. Von anderen Ähnlichkeiten zählt er auf: den Gottesdienst mit Responsorien zwischen Klerus und Gemeinde, die Psalmodie, die Exorzismen, das an fünf Ketten hängende Räuchergefäß, das Segenspenden der Lamas durch Auflegen der rechten Hand auf den Kopf der Gläubigen, den Rosenkranz, das Zölibat, den Heiligenkult, die Fasten, die Prozessionen, die Litaneien u. a. m.[21]) Hinzufügen kann man noch die Wallfahrten, die hochentwickelte Reliquienverehrung, den

Gebrauch von Klingeln beim Gottesdienst und vor allem das Mönchswesen und die festgefügte Hierarchie.

Die Hierarchie.

Ganz wie im Abendlande gelobt der ins Kloster Eingetretene Armut und Keuschheit, er verliert seinen bürgerlichen Namen, seine Familie, sein Vaterland. Dafür wird er aber das Glied einer Hierarchie von einer Allmacht im Lande, wie sie im Mittelalter das angestrebte, aber nicht erreichte Ideal der römischen Papstkirche bei uns gewesen ist. Der Klerus allein ist im Besitz aller Wissenschaft, von der er dem Volke nur mitteilt, was er für gut findet. Nur in den Klöstern gibt es Druckereien, und kein Buch geht daraus hervor, das nicht approbiert worden ist. Fast jede Familie des Landes sucht wenigstens eines ihrer Kinder dem Mönchstum zu weihen, und man berechnet, daß der sechste oder achte Kopf der Bevölkerung dem Priesterstande angehört.[22]) Über das ganze Land, bis in die unwirtlichsten Gegenden sind die Klöster ausgestreut, ihre Insassen nach Tausenden zählend. Sie gleichen vielfach mächtigen Burgen, um deren Fuß sich bescheiden die Häuflein der Eingeborenen-Häuser scharen. Der Klerus hat die weltliche wie die geistliche Gerichtsbarkeit in der Hand, er leitet Handel und Wandel, er ist der einzige Großkapitalist und scheint durch Ausnutzung dieser Vorteile, durch Zins und Geschäft, so gut wie völlig im Besitz des Grund und Bodens gelangt zu sein. Alle öffentlichen Stellen und Ehrenämter verwaltet er. Das Volk überläßt sich vollkommen kindlich seiner Leitung.

Der Dalailama.

Die Stufenleiter der kirchlichen Würden gipfelt in der Inkarnation des Dalailama, einer Einrichtung, die nicht mit Unrecht, auch von den katholischen Missionaren selbst, mit dem Papsttum verglichen worden ist, wenn sie natürlich auch nicht in allen Stücken mit ihm übereinstimmt. Ein äußerer Unterschied ist schon der, daß der Dalailama jedesmal wieder ein Kind sein muß. Infolge-

dessen wird in der Regel seine persönliche Stellung weit weniger selbstherrlich sein, als die des Papstes; vielmehr ist er wahrscheinlich in den meisten Fällen ein armes, in halber Gefangenschaft gehaltenes Wesen, das mit ungeheueren, erdrückenden Ehren umkleidet wird, während die tatsächliche Macht in den Händen seiner Erzieher und Berater liegt. Dem Dogma nach geht die Seele des gestorbenen Dalailama auf ein noch unbekanntes Kind über, das frühestens 49 Tage nach dem Todesfall geboren sein muß. An gewissen Orakeln wird der Ort erkannt. Mehrere Kinder, die der neue Dalailama sein können, werden dann zur engeren Wahl gebracht. Diese Wahl ähnelt insofern etwas dem römischen Konklave, als die Kirchenfürsten der Hierarchie sich im Potala, dem tibetischen Vatikan, einschließen und dort sechs Tage fasten und beten. Am siebenten Tage wird durchs Los, und, wie es scheint, auch nach gewissen Wunderzeichen — das Kind greift z. B. nach dem früheren Dalailama gehörigen Gegenständen, die ihm mit anderen untermischt vorgelegt werden — der wahre Nachfolger bestimmt. Das Los wird aus einer goldenen Urne gezogen, die der Kaiser von China im vorigen Jahrhundert gestiftet hat. Mit vier Jahren wird das Kind dann dauernd nach dem Potala-Palast gebracht, mit acht Jahren als Mönch eingekleidet, und sein Leben verfließt von nun an in einer sehr strengen Askese.[23]) Seine Mündigkeit erfolgt mit dem 18. Jahre.

Heutzutage ist ganz Tibet ein Priesterstaat, der im Dalailama gipfelt. Dieser Zustand erscheint vollendet in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo der Großlama Nawang Lobsang einen neuen großartigen Klosterpalast auf dem Potala-Berge bei Lhassa erbaut und sich (1650) den Titel Dalailama vom Kaiser von China sanktionieren läßt. Die mongolische Bezeichnung *dalai* bedeutet „Weltmeer" und soll wohl das ungeheuere Maß der Größe dieses Priesterkönigs aus-

drücken; sie ist Übersetzung eines bereits vorher im Lande gebrauchten tibetischen Ausdrucks.

Die Verehrung des Dalailama ist heute ganz außerordentlich und hat sich allmählich über den größten Teil der buddhistischen Welt erstreckt. In Tibet selbst gilt er als der unfehlbare absolute Ausfluß alles göttlichen und weltlichen Gesetzes. Allerdings tritt er als solcher nicht fortwährend, sondern nur in wichtigen Fällen hervor. Das Regiment liegt — vollends solange der Großlama ein minderjähriges Kind ist — vorwiegend in der Hand eines Premierministers, dessen Titel Nomekhan oder tibetisch Gyalpo heißt. Dieser hat natürlich ein Interesse daran, das Heft möglichst lange in der Hand zu behalten, und es scheint etwas sehr Häufiges zu sein, daß er den jungen Dalailama vor seiner Mündigkeit veranlaßt hat, sich zu einer neuen Menschwerdung zu entschließen. So war es kurz vor Hucs Ankunft sogar vorgekommen, daß der Nomekhan den „Buddha" dreimal hintereinander umbrachte, ehe er zu Jahren kam. (Über den Dálailama sowie das Verhältnis der einheimischen politischen Gewalten zur chinesischen Oberherrschaft siehe Weiteres im Abschnitt „Geschichte".)

Die Feste der Lamakirchen zeichnen sich durch Pomp und einen großen Reichtum an eigenartigen sinnbildlichen Handlungen und Darstellungen aus und bieten zum Teil, ganz ähnlich den großen Kirchenfesten in den romanischen Ländern Europas, eine Vermischung von tiefer Devotion und toller Ausgelassenheit. Die Kirchenfeste.

Dem Ave Maria oder Vaterunser bei uns entsprechend hat der Tibeter auch sein bestimmtes heiliges Gebet, dessen oftmalige Wiederholung eine Gott wohlgefällige Handlung ist. Diese uralte und unermeßlich heilige Formel hat nur sechs Silben und lautet: *Om mani padme hum.* Von manchen Forschern wird sie für unerklärbar gehalten, nach an- Das heilige Gebet.

deren bedeutet sie folgendes: *Om* ist bei den Brahmanen (auf die dies also schon zurückgeht) der mystische Name der Trinität, welcher jedes Gebet beginnt. Enthalten ist darin das A = die Bezeichnung für Wischnu, O = diejenige für Schiwa, und M für Brahma. Das daraus gebildete Wort Om hat den Charakter einer tief aus der Seele hervorgeholten frommen Anrufung. *Mani* heißt „Kleinod", *padme* ist die Ortsform von *padma* = „Lotos", *hum* endlich die Partikel, die den Wunsch ausdrückt: „So sei es!" Demnach heißt das ganze Gebet etwa: „O du Kleinod im Lotos, Amen!" Es wird als eine Anrufung des Padmapani aufgefaßt, dessen Inkarnation, wie wir uns erinnern, der Dalailama ist. Außerdem aber haben alle diese Silben noch tiefe mystische Bedeutung, und dickleibige Bände sollen darüber geschrieben sein. Unter anderem sollen die sechs Silben die sechs Naturreiche versinnbildlichen, und durch ihr oftmaliges frommes Aussprechen erlangt der Gläubige, daß er in keinem von diesen wiedergeboren zu werden braucht. Das Volk weiß von diesen Spekulationen wahrscheinlich nichts; es hält sich an die Befriedigung, die ihm die gewissenhafte Erfüllung einer äußeren Religionsform gewährt, und macht von diesem Gebet eine geradezu unglaublich massenhafte Anwendung. Man darf wohl ohne Ubertreibung behaupten, daß die vier Wörtchen *Om mani padme hum* diejenigen Gebilde der menschlichen Sprache vorstellen, die bisher auf dem Erdball am häufigsten angewendet worden sind. Sie sind das erste, was der Tibeter als Kind lernt, und sein Leben lang murmelt er sie unablässig; der Priester betet sie in seinem Tempel, der Mönch in der Zelle, der Hirt bei seiner Herde, der Pilger, der Kaufmann auf ihren Wegen. Ja, damit nicht genug, die Industrie stellt massenhaft sogenannte Gebetsmühlen her, drehbare, in eine Kapsel eingeschlossene Zylinder, um die ein Papierstreifen mit einer möglichst oftmaligen Aufschrift

der heiligen Worte gewickelt ist. Bei jeder Umdrehung gilt das Gebet als so oft gesprochen, wie die Mühle Wiederholungen desselben enthält. Der kleine Mann in Tibet ist durchgängig mit einer Handmühle solcher Art versehen und dreht sie gewohnheitsmäßig unablässig. Man kann, erzählt Manning, Leute sehen, die, ihre Hände gemütlich auf dem Rücken haltend, die Mühle drehen und dabei mit anderen Personen lebhaft über ganz beliebige Dinge unterhalten. Reiche Leute aber und die großen Klöster bauen sich riesige Maschinen mit vielen umfangreichen Gebetszylindern, die bei jedem Umschwung das Gebet Tausende von Malen beten, und lassen diese — es klingt unglaublich, aber es ist so — durch Wind oder Wasserkraft treiben. Rockhill bildet in seinem Reisewerke: *The land of the Lamas* zwei kleine Windgebetsmühlen ab, die mit Schalenkreuzen ganz nach Art unserer modernen Anemometer oder Windgeschwindigkeits-Messer versehen sind.

Wo irgend möglich, auf Hauswänden, an Tempeln, auf flatternden Fähnchen, Papierschnitzeln an Schnüren usw., werden die heiligen Worte angebracht. Man sieht zuweilen ganze Wälle von Steinen, „Mendong" genannt, auf denen das Gebet eingeritzt ist; man sieht es aber auch in Riesenlettern hoch an den Felswänden prangen, damit auch der Reiter im Galopp die erlösende Formel vor Augen habe. Es gibt eine ganze Kongregation von Lamas, welche nur die Aufgabe hat, das Gebet an allen erdenklichen Orten des Landes anzubringen. Symbole.

Heilge Steinhaufen, die jeder Vorübergehende durch ein weiteres Steinchen vermehrt, nennt man „Obo" (s. Abb. 4); sie finden sich in den Pilgerstraßen in den entlegensten Gegenden. Andere geheiligte Bauwerke sind die sogenannten „Tschorten", ursprünglich über Reliquien errichtete Pyramiden von eigentümlicher Gestalt, deren einzelne Teile die fünf Elemente der Tibeter, von unten nach oben: Erde, Wasser,

Feuer, Luft und Äther, bedeuten. Abbildung 5 ist ein typisches Tschorten, hier zu einem Torbau benutzt.

Die Ähnlichkeiten mit dem Katholizismus noch nicht genügend erklärt.

Wie die Ähnlichkeiten mit den Formen des römischen Katholizismus zu begründen sind, ist noch wenig sicher geklärt. Die oben angeführte Art Hucs, sie gingen auf den mysteriösen, langnasigen Lehrer Tsongkapas zurück, ist schwerlich ausreichend, denn die Übereinstimmung so vieler, sowohl außerordentlich durchgreifender, wie wiederum sehr ins einzelne gehender Formen kann nicht durch die mündliche Unterweisung eines Kindes übertragen sein, sondern muß auf breiter, langdauernder Berührung und auf Augenschein zurückgehen. Oder sollte es möglich sein, daß sich unabhängig voneinander in Europa und Tibet ähnliche Institutionen entwickelt haben? Für manche, schließlich doch tief in allgemeinen religiösen Bedürfnissen der Menschennatur begründete Einrichtungen, wie die Selbstkasteiung des Zölibats, wie die Reliquienverehrung, die Priesterherrschaft u. a. m., mag das gedacht werden können, jedoch die rein zufälligen Formen müssen irgendwie entlehnt sein.

Volkszahl der Tibeter.

Eine genaue Volkszahl der Tibeter anzugeben, ist einstweilen durchaus unmöglich. Bei der einsamen, nomadisierenden Lebensweise vieler ihrer Stämme, bei der geringen Abhängigkeit einzelner von der Zentralgewalt, bei der fast völligen Unerforschtheit großer Teile des Landes überhaupt kann man auch nicht einmal eine annähernd zuverlässige Schätzung erwarten. So schwanken denn die Vermutungen der einzelnen Gewährsmänner innerhalb weiter Grenzen hin und her. Orazio della Penna berichtet von einer angeblich auf einem offiziellen Zensus aus dem 17. Jahrhundert beruhenden Feststellung von 33 Millionen, während der jüngste Beobachter, der Russe Tsibikow, die Gesamtheit auf $2^1/_2$ Million, die Einwohnerschaft von Zentraltibet auf eine Million schätzt.[24]) Nach der letzten Berechnung von Hermann Wagner



Obo in der Nähe von Lhassa. (S. 71.)



Durchgangstor zwischen den heiligen Hügeln Potala und Tschagpori in Lhassa, in Gestalt einer Tschorten-Pyramide. (S. 72.)

in Wagner und Supans „Bevölkerung der Erde" (Nr. VIII S. 108) ist die Zahl für 1891 mit $1^1/_2$ Million hoch genug geschätzt, während sie nach Hedins jüngster Äußerung[25]) 3 oder 4 Millionen beträgt.

In welcher Weise diese Bevölkerung — sehr ungleichmäßig — verteilt ist, wird von selbst aus der folgenden kurzen Schilderung der politischen Provinzen Tibets hervorgehen. Die politische Einteilung und die Besiedelung von Tibet.

Das Land Bodyul, das eigentliche Lamareich, zerfällt in drei Provinzen: Tsang im Westen, Wei in der Mitte, Kham im Osten. Tsang und Wei sind getrennt durch eine annähernd meridionale Grenzlinie in der Richtung des 89. und 90. Meridians. Der Provinz Tsang wird dabei administrativ auch das Hochland Tschangtang zugerechnet, theoretisch meist bis zum Tarim-Becken, doch erstreckt sich heute der wirkliche Einfluß nicht so weit. Die Provinz Wei dagegen reicht nur bis zum Tangla-Gebirge, etwa der Linie des 33. Breitengrades, nach Norden. Ähnlich die Provinz Kham. Beide werden im Norden von der Landschaft Kukunoorien begrenzt.

Wie in der Provinz Tsang die menschenleeren Einöden des Nordens nur dem Namen nach unter der Regierung in Lhassa stehen, so ist es in der Provinz Kham ähnlich mit den außerhalb der Verkehrsstraßen gelegenen Wildnissen Osttibets der Fall. Kukunorien vollends gehört nur kirchlich dem Einflußreich des Dalailama an. Sonst haben wir es hier mit mehr oder minder unabhängigen Nomadenstämmen unter eigenen Häuptlingen zu tun.

Betrachten wir zunächst etwas näher die Provinz Tsang. Sie zerfällt, soweit sie besiedelt ist, in zwei Hauptgebiete, den Westen, der um die Stadt Gartok gravitiert, und den Westen mit dem Hauptort Schigatse. Provinz Tsang.

Ihr westlichster Bereich wird mit dem Sondernamen Gnari Khorsum bezeichnet. Zuweilen wird dies Gebiet auch Gnari Khorsum.

als eine eigene Provinz bezeichnet, und jedenfalls ist seine Stellung, schon infolge der schwierigen Verbindung mit der Kapitale Schigatse von größerer Selbständigkeit. Es ist der bei dem eigentlichen Tibet gebliebene Teil der ehemaligen größeren westlichsten Provinz Gnari, zu der auch das heute britische Ladak gehörte. Gnari Khorsum umfaßt in der Hauptsache das Quellgebiet des Indus, Satledsch und die südwestliche Ecke des Hochlands Tschangtang.

Diese hochgelegenen, äußerst unwirtlichen Landschaften sind nur von kleinen, spärlich verstreuten Ansiedlergruppen bewohnt. Die Mehrzahl der sogenannten „Städte" des Satledsch-Tals haben nur im Sommer Einwohner, im Winter werden sie verlassen. Nur einige Klöster gibt es; es ist gerade ein heiliges Werk mehr, in so unwirtlichen Gegenden auszuhalten. Ähnlich ist es mit dem Gebiet des oberen Indus der Fall; auch hier gibt es, von den tiefsten Teilen seines Tales abgesehen, kaum eine dauernd ansässige Bevölkerung. Der wichtigste Punkt ist die Stadt Gartok am südlichen Quellfluß des Indus, 4600 m nach Schlagintweit, 4340 m nach den Beobachtungen des Pandits, über dem Meeresspiegel. Der Name bedeutet „Hoher Markt" und drückt den Charakter dieser merkwürdigen Stätte vortrefflich aus. Sie ist wahrscheinlich der höchstgelegene Messe-Platz der Erde. Im August und September erhebt sich hier neben den wenigen vorhandenen festen Häusern eine sehr viel umfangreichere Stadt von Zelten der aus Tibet, Indien, Kaschmir und Ostturkestan herbeikommenden Kaufleute; ein ungemein reges Treiben, ein Austausch der Waren Indiens, Tibets und Chinas findet statt. Im Winter dagegen ist Gartok völlig verlassen; nicht nur die fremden Kaufleute sind verschwunden, auch die in der Stadt und Umgegend heimischen Einwohner haben sich weiter den Indus abwärts, nach der Stadt Gargunsa, geflüchtet.

Dennoch finden sich selbst in den noch höher gelegenen Teilen Gnari Khorsums, auf dem Hochlande Tschangtang, ständige Ansiedelungen. Es sind das die Goldbergwerkstätten, von denen weiter oben schon die Rede war. Die Minen waren wegen der furchtbaren Rauheit des Klimas lange Zeit hindurch verlassen, sind seit der Mitte des vorigen Jahrhunders jedoch durch die Regierung wieder aufgenommen. Im Nordosten des Indus, am Fuß des Aling-Gangri-Gebirges, liegt Thok-dschalung, die bedeutendste dieser Goldwäschereien, in nicht weniger als 4980 m Meereshöhe, noch 200 m höher als der Montblanc-Gipfel und somit wohl die höchste dauernd von Menschen bewohnte Städte Asiens. Von hier zieht sich eine ganze Kette von Goldminen bis zum Tengrinoor hinüber. Eine unter den hier noch tiefer in der Einsamkeit gelegenen Stätten ist Thok-daurakpa in 4657 m Höhe. Bekannt als Stützpunkt mehrerer moderner Tibetreisen ist auch der kleine, aus ungefähr 150 Häusern bestehende Ort Rudok nördlich von Gargunsa.

Siedelungen am oberen Sangpo.

Im obersten Sangpo-Tal finden sich außer Poststationen und Klöstern noch keine dauernden Wohnstätten. Weiter abwärts an diesem Fluß beginnt dann die Reihe der Ansiedelungen, die, immer noch in Meereshöhen unserer höchsten Alpengipfel liegend, doch ununterbrochen bewohnt und von grünen Ackerfluren umgeben sind. Andere liegen südlich davon, an den Straßen nach dem Süden. Ihre Namen verzeichnet die beigegebene Karte. Als die wichtigsten seien folgende besonders genannt: Tadum (4330 m über dem Meere); Dschangladsche, wo sich zwei Handelsstraßen aus Nepal treffen. Südlich vom Sangpo, an der großen Handelsstraße, die von Schigatse nach Katmandu in Nepal führt, das Kloster Sakja, berühmt als der kirchliche Mittelpunkt der Rotmützen-Sekte; an der gleichen

Straße weiter westlich, am Nordwestfuß des Gaurisankar, Dingri, bekannt als befestigte Grenzgarnison zur Beherrschung der Himalaya-Straßen; südwestlich davon an der Grenze von Nepal Kirong mit 3—4000 Einwohnern. Endlich

Schigatse und Taschilhumpo.

Schigatse, der Regierungssitz für die Provinz Tsang, nahe der Mündung des von Süden in den Sangpo einfallenden Nyangtschu, in 3600 m Höhe. Mit Schigatse befinden wir uns schon in den Zentralgebieten der tibetischen Kultur. Diese Stadt, wo der Verkehr von Sikkim und West-Bhutan den Sangpo erreicht, bleibt nur wenig hinter der Größe von Lhassa zurück und steht ihr in den Augen des Volkes auch an Bedeutung nahe. Nach der Zusammenstellung bei Reclus (Géogr. universelle, Bd. VII S. 94) sind als die vier größten Städte Tibets Lhassa mit 15000, Schigatse mit 14000, Tschetang mit 13000 und Gyangtse mit 12000 Einwohnern geschätzt.

Vor den Toren von Schigatse finden wir die Wohnstätte des nächst dem Dalailama größten unter den lebenden „Buddhas", des Taschilama. Seine selbständige Machtstellung ist augenscheinlich eine ziemlich weitgehende, auch für den Verkehr nach außen. Am Ende des 18. Jahrhunderts, zur Zeit der Gesandschaften von Bogle und Turner, verhandelte die britisch-indische Regierung nicht mit dem Dalailama in Lhassa sondern mit ihm über die Eröffnung eines friedlichen Verkehrs.

Das Klosterschloß des Taschilama, Taschilhumpo genannt, liegt unmittelbar südlich der Stadt, auf der steil abfallenden Terrasse eines schroffen Hügels. Die Umfassungsmauer dieser imposanten Tempel- und Klosterbauten umfaßt zwei Kilometer. Das breite Dach des Palastes ist ganz vergoldet, das Gebäude selbst aus dunkelfarbigen Ziegeln erbaut. Viertausend Mönche bewohnen nach Bogles Schilderung diese Klosterstadt, und das Ganze macht den Eindruck einer fürstlichen Wohnstätte.

In dem gleichen Nebental wie Schigatse, weiter aufwärts liegt die gegenwärtig vielgenannte Stadt Gyangtse (12900' — 3900 m), der Einwohnerzahl nach die vierte Stadt des Reiches. Sie ist an der Kreuzung der großen Heerstraße von Schigatse nach Lhassa mit der Straße von Tschumbi-Tal gelegen und ein wichtiger Markt. Nach der jüngst in der Illustrated London News (Nr. 3396 voom 21. Mai 1904) gegebenen photographischen Aufnahme ist sie eine langgezogene Ansiedelung grauer und weißer, flachdachiger Häuser, um eine ziemlich breite Hauptstraße geschart, die von einer mit Türmchen unterbrochenen Mauer umwallt ist. Die etwa 1000 Häuser zählende Stadt liegt freundlich zwischen Bäumen in einem wohlangebauten, dicht besiedelten Tal, überragt von einer beherrschenden Doppelhöhe, deren eine, 600' hohe Spitze ein großes Fort, die andere ein berühmtes Kloster trägt. Obwohl noch 300 m höher als Lhassa gelegen, gedeihen doch Feldfrüchte trefflich: Gerste, Ölfrüchte, Erbsen, Rettig. Auch berühmte Tuchwebereien gibt es hier. Gyangtse.

Etwa 200 Kilometer östlich von Schigatse erreichen wir, im Khamba-Passe am Yamdok-See, die Grenze der Provinz Wei oder Ü. Der Name bedeutet „Mitte“ und bezeichnet diese Provinz, obwohl sie die kleinste ist, als die wichtigste. Der wesentlichste Grund für diese überragende Stellung ist der Umstand, daß in ihrem Bereich die Hauptstadt von Bodyul, und der Sitz des tibetischen Priesterkönigs Dalailama, das berühmte Lhassa gelegen ist. Dieser Stadt ist, als dem Zentrum der ganzen tibetischen Kultur und dem Mittelpunkt der gesamten Aufmerksamkeit, die heute von der Außenwelt auf Tibet gerichtet wird, weiter unten ein besonderes Kapitel gewidmet. Provinz Wei.

Um die Hauptstadt schart sich eine ganze Anzahl großartiger Klöster, die wieder Veranlassung zu Ansiedlungen um ihren Fuß herum geben, wie Debang, Sera, Galdan mit 3—8000 Mönchen (Abb. 3). Das letztere ist von Tsongkapa

gegründet, der, wie erwähnt, auch hier bestattet ist. Ein anderes sehr berühmtes Kloster, Samayé, dessen Umwallung $2^1/_2$ Kilometer Umfang hat, liegt unweit des Sangpo, 40 Kilometer oberhalb von Tschetang. Es gilt als das älteste bestehende Kloster Tibets, dessen Gründung auf das 9. Jahrhundert zurückgeht, und dient dem Reiche als Aufbewahrungsort des Reserveschatzes für die äußerste Not. [26])

Die letztgenannte Stadt, südöstlich von Lhassa, ist der bedeutendste Ort am unteren Sangpo, nach Tschandra Das heut im Rückgang[27]). Tschetangs Bedeutung beruht außer aus eigenen Manufakturen darauf, daß hier die Hauptstraße von Ost-Bhutan und Assam über den Serasa-Paß das Sangpo-Tal erreicht. An dieser Straße weiter südlich liegt der wichtige Grenzmarkt Tschona. Die letzte durch die Pandits bekannter gewordene Ansiedelung am Sangpo vor seinem Durchbruch durch den Himalaya ist der kleine Ort Gyaladschong.

Im Norden von Lhassa hören die Ansiedelungen sehr bald auf. Nur einige Klöster sind auch hier in die unwirtlichsten Gegenden vorgeschoben, bis zu den öden Ufern des Tengrinoor.

Provinz Kham. In der Provinz Kham ist die Regierungshauptstadt Tschiamdo (3380 m), am Zusammenfluß der beiden Quellarme des Lantsangkiang oder Mekong gelegen, die wichtigste; allein sie bleibt an Volkszahl weit hinter den Städten Zentraltibets zurück und ist in Wahrheit ein nur kleiner Ort von etwa 2000 Einwohnern. Sie, wie alle übrigen, noch kleineren Städte und Ansiedelungen — hauptsächlich Lamasereien — an den Gehängen, die in tief eingefurchte Flußtäler oder in kleineren Alluvialebenen sich ausdehnen, sind von noch geringerer Bedeutung, oasenartig verloren in ungeheueren Bezirken unkultivierter Wälder und Gebirge. Ihre Namen, wie Seresumdo, Kegudo, Riwutsche u. a., sind neuerdings durch Forschungs-

reisen mehrfach genannt worden. Der ebenfalls von europäischen Reisenden öfter berührte Grenzort Batang gehört schon zu China und ist auch, 1871 von Erdbeben heimgesucht, nur eine bescheidene Ansammlung von ärmlichen Häusern. Ebenso das noch weiter nach Osten an derselben großen Handelsstraße nach Szetschwan gelegene, noch von Tibetern bewohnte Litang. Die Stadt selbst hat kaum soviel Einwohner, wie die beiden mächtigen Lamasereien, die mit ihren vergoldeten Dächern imposant die Ansiedlung überragen und 6000 Mönche in sich bergen sollen.

Kukunoorien.

In der Landschaft Kukunoorien finden wir feste Ansiedlungen nur im nordöstlichsten Teile des Hochlands, besonders im Gebiet des Hsiningflusses. So die Stadt Hsiningfu, Donkyr u. a. Sie haben chinesische Magistrate. Die fast ausschließlich nomadisch lebende Bevölkerung des übrigen Kukunoorien ist nach Prschewalski in 29 „Banner" eingeteilt, von denen fünf die Stämme des Tsaidam umfassen, 19 die Umgebung des Kukunoor und die nördlich davon gelegenen Täler, fünf die Gegend, südlich des Hwangho. Die amtlichen Persönlichkeiten, an die sich die Tanguten wenden — wenn sie wollen — sind die chinesischen Behörden in Hsiningfu.

So gehört eben Kukunoorien politisch kaum mehr zum Reiche des Dalai-lama, sondern eher zu China.

VI.

Verkehrswege und Handel.

Beschränktheit des Verkehrs.

Bei einem durch die Natur und die Bewohner zugleich so schwer zugänglich gemachten Lande beschränkt sich der Verkehr naturgemäß auf wenige Linien, die aber deshalb für die gegenwärtige wie die künftige Entwicklung des Landes eine um so größere Bedeutung haben.

Die Wege über den westlichen Himalaya.

Ziemlich zahlreich freilich sind die Pässe über den Himalaya; allein sowohl infolge ihrer großen Höhe wie auch der politischen Verhältnisse halber sind für einen Großverkehr bisher nur einige wenige in Frage gekommen.

Im westlichsten Teile der tibetischen Südgrenze stößt Britisch-Indien mit den Landschaften Gharwal und Kumaun unmittelbar an Tibet. Hier führt an der Nanda Devi-Gruppe vorüber der Kiungar-Paß (17300 = 5250 m) als Haupthandelsweg über die Grenze. Die Brüder Adolf und Robert Schlagintweit überschritten ihn im Jahre 1855. Von hier gelangt man über den noch höheren Tschako-Paß nach Gartok, dem wichtigen Messeplatz des Westens. Den Rückweg nahmen die Brüder Schlagintweit über den Paß Ibi Gamin, dessen außerordentliche Höhe sie zu 6235 m bestimmten. Für den Verkehr mit den östlichen Zentren Tibets, insbesondere mit Lhassa, sind diese, von den Tibetern überdies scharf bewachten, Übergänge stark entlegen.

Von Nepal aus gibt es mehrere von den Eingeborenen viel begangene Pässe, die auch zum Teil von den Pandits erkundet sind. So führt der Taklakhar vom westlichen Nepal



Ansicht von Gyangtse. (S. 77.)

zu den heiligen Seen Manasaraur und Rakus. Am Fuße des Daulagiri vorbei geht ein Paß über Loh-Mantang in 4600 m Höhe nach Tadum am Sangpo. Eine treffliche Straße soll von Kathmandu aus nach Dschonka-dschong führen, auf der aber nur chinesische Beamte reisen dürfen. Eine andere, von Handelsleuten reich begangene, führt von derselben Hauptstadt über den Kuti-Paß nach Dingri und Schigatse. Alle diese Pässe sind jedoch als Zugangsstraßen von Indien aus bis heute nicht brauchbar, da hier die Nepalesen sich mit den Tibetern vereinigen, sie für Fremde zu schließen.

Wichtiger als diese und andere Pässe des westlichen Himalaya sind die durch Sikkim führenden Pfade (s. die beigegebene, mit Erlaubnis der R. Geogr. Soc. in London aus *Geographical Journal* Vol. XXXIII No. 1 entlehnte Karte.) Die Straßen durch Sikkim.

Hier, im Osten von Nepal, reicht das britische Machtgebiet mit dem kleinen, in der nördlichen Hälfte noch von einheimischen Fürsten regierten, aber doch von einem englischen Residenten gegängelten Himalaya-Staat Sikkim in schmaler Zunge wieder unmittelbar bis an die tibetische Grenze. Und um so leichter ist Tibet von hier zu betreten, als sich zwischen Bhutan und dem nördlichen Sikkim noch ein Zipfel tibetischen Gebiets über den Hauptkamm des Himalaya nach Süden erstreckt, das Tschumbi-Tal, ein schönes, trotz seiner Höhenlage, der Landesnatur nach noch zum südlichen Abhang des Himalaya gehöriges Hochtal, dessen Charakter dem Sikkim-Gebirgslande sehr ähnlich ist. Die Engländer haben in Sikkim in den letzten Jahren eine gute Heerstraße gebaut, die der Tista bis zu der schönen Eisenhängebrücke östlich von Dardschiling auf ihrem rechten Ufer folgt und dann sich ostwärts zu dem 14 400' (4375 m) hohen Dschelep-la (*la* = tibetisch Paß) wendet. Kurz vor der Grenze erreicht man das englische Fort Gnathong, wohl die höchste ständige Garnison

europäischer Truppen in der Welt, kurz dahinter auf tibetanischem Gebiet die tibetische Grenzwache Yatung (3350 m) mit einer malerischen, grauen Sperrmauer, die treppenförmig den Berg hinansteigt [28]). Von der Endstation der bengalischen Bahn am Fuß des Himalaya, Siliguri, ist die Heerstraße bis Pedong (östlich von Kalimpong) fahrbar, bis Gnathong dann für Infanterie und Gebirgsartillerie ohne Beschwerde passierbar gemacht. Auch der Dschelep-Paß selbst ist nicht schwierig, überdies ebenfalls von englischen Ingenieuren neuerdings verbessert. Über den Ort Tschumbi (3000 m), der dem Tal den Namen gibt, und den befestigten Marktort Pari-dschong (*dschong* = Fort) führt die Straße dann zu dem in die Hauptkette eingebetteten Tang-Paß empor, der zwar die gewaltige Höhe von 15700' (47700 m) hat, aber sehr sanft gestaltet ist. Sie folgt, nachdem sie ihn überschritten und die Hochländer des eigentlichen Tibet erreicht hat, dem breiten, flachen, für Truppen außer seiner Höhenlage keine Terrainschwierigkeiten mehr bietenden Talzuge nach Gyangtse und geht, sich teilend, von dieser Stadt nordwestlich nach Schigatse, nordöstlich nach Lhassa. Das ist der Eingangsweg für die gegenwärtige englische Expedition nach Tibet. Die Entfernung von Siliguri bis Gnathong beträgt 83 engl. Meilen, von dort nach Pari-dschong 41, von Pari nach Gyangtse 89 und von hier nach Lhassa 114, insgesamt also 327 Meilen oder 526 km. Man rechnet von Pari bis Lhassa 12 Tagemärsche.

Eine andere Übergangsstraße durch Sikkim folgt der Tista aufwärts, gabelt sich am Tschungtang-Kloster und leitet von hier entweder auf dem Ostwege über Latschung zu dem 18100 Fuß (5500 m) hohen Donkia-Passe oder auf dem Westwege über Latschen zu dem 16400' (5000 m) hohen Kongralamo-Paß. Letzterer wird auf der tibetischen Seite durch das aus der Vorgeschichte der gegenwärtigen Wirren

bekannte Fort Kamba-dschong gedeckt und führt weiter nach Schigatse. Die beiden Hochtäler, in denen man zu diesen Pässen emporsteigt, werden alljährlich von tibetischen Hirten mit ihren Herden besucht. Im Winter, wenn die nördlichen Hochländer tief verschneit sind, weilen sie in den südlich vom Kamme gelegenen Weidegebieten Nordsikkims, immer tiefer hinabsteigend, je kälter es wird. Mit zunehmender Wärme wandern sie weidend schrittweise wieder aufwärts, bis im Beginn des Sommers die Pässe frei werden und ihnen den Übergang nach Tibet gestatten. Sie ziehen dann bis zum großen Markt nach Kamba-dschong und kehren vor Verschluß der Pässe durch den Herbstschnee wieder über sie nach Sikkim zurück [29]).

Bhutan soll eine ganze Anzahl von Übergängen haben, und sie sollen auch verhältnismäßig leicht sein, doch sind sie infolge der Zugehörigkeit zu dem unabhängigen und spärlich durchforschten Himalaya-Staat Europäern noch kaum bekannt. Nur der westlichste dieser Zugänge, der über Buxa Duar und Paro zunächst in das Tschumbi-Tal führt und dann den Hauptkamm in dem Tang-Passe am Fuß des gewaltigen Tschumalari-Gipfels überschreitet und der den drei berühmten Reisen Bogles, Turners und Mannings als Eintritt nach Tibet gedient hat, ist uns wohlvertraut. Er ist in seinem letzten Teil identisch mit dem Weg aus Sikkim durch das Tschumbi-Tal, mit dem er dicht unter dem Tang-la zusammentrifft. Die Wege über den östlichen Himalaya.

Im östlichsten Himalaya endlich ist noch ein bei den Eingeborenen beliebter Handelsweg bekannt, der von Assam aus über Tawang und Tschona nach Tschetang am Sangpo führt; der Pundit Nain Singh ist auf ihm aus Tibet zurückgekehrt.

All diese Wege über den Himalaya münden ein in die große West-Oststraße, die der Längsrichtung des Sangpo-Tals folgt und die innere Hauptlebensader Tibets vorstellt. Die innere Hauptstraße von Tibet.

Diese Straße beginnt als Fortsetzung der über Rudok aus Ladak kommenden Wege in Gartok am Indus. Sie leitet von dort vorüber an den heiligen Seen und gelangt dann in sehr sanfter Steigung über die Talschwelle des Mariam-la (4720 m) aus dem Satledsch-Bereich in das Quellgebiet des Sangpo. Sie folgt diesem Fluße auf dem linken Ufer bis zur ersten größeren Stadt, Tadum. Von hier verläßt sie den Strom, um in einem nördlicheren Tale ihm parallel zu wandern, bis sie ihn bei Dschanglatsche wieder erreicht. Hier überschreitet man den Sangpo in Fähren, und die Straße folgt ihm jetzt auf dem rechten Ufer bis in die Gegend von Schigatse. Unterhalb dieser Stadt entfernt sie sich weiter südlich von dem Flusse und macht, mehrere hohe Pässe, den Kharo-la (4500 m) und den Khamba-la (4050 m), überschreitend — die aber vermutlich doch immer noch bequemer sein müssen, als der Talweg des Flusses selbst — einen Bogen über das Nordufer des Yamdok-tso oder See Palte, bis sie den Sangpo bei Tschuschul in 3440 m Höhe wieder gewinnt und nun den Kitschu aufwärts zur Hauptstadt Lhassa geht (s. Abb. 2). Ein anderer Zweig folgt dem Sangpo weiter abwärts. An ihm liegt Tschetang, die letzte unter den größeren Städten im Sangpo-Tale.

Die ganze Erstreckung von Gartok nach Lhassa ist ca. 980 km lang, entspricht also ungefähr der Luftlinie von Köln nach Königsberg. Die Straße wird von der Regierung in gutem Stand gehalten, durch Obos, Steinhaufen mit hineingesteckten Gebetsfähnchen, gekennzeichnet und mit 22 offiziellen Stationen aus ein oder mehreren Unterkunftshäusern besetzt. Die größeren unter ihnen können 150—200 Menschen, die kleineren etwa ein Dutzend beherbergen. An diesen ist dann durch Zelte für weitere Bedürfnisse gesorgt. Für amtliche Boten, die diese Straße passieren, müssen von den Stationsvorstehern Pferde, Yakochsen und Kulis als

Relais bereitgehalten werden. Die expressen Boten müssen den Weg von Lhassa nach Gartok in 20—30 Tagen zurücklegen. Ihnen werden auf der Brust die Kleider versiegelt; sie dürfen sie Tag und Nacht nicht ablegen, da sie ununterbrochen reiten und nur zur notwendigsten Speisung absteigen sollen. Sie pflegen dann völlig erschöpft an ihrem Ziel anzukommen. Die Dauer einer gewöhnlichen Handels- oder Pilgerreise beträgt etwa 60 Tage. Trotz dieser Fürsorge der Regierung sind die Strapazen auf dieser großen Heerstraße immer noch außerordentlich. In ihrem westlichen Teile, zwischen Gartok und Tadum bleibt sie durchschnittlich nicht viel hinter der Höhe des Montblanc zurück und auch später hält sie sich in den Höhen der höheren Alpengipfel. Erfrischungen und Bequemlichkeiten sind auf weiten Strecken sehr spärlich zu haben; in den höheren Teilen ist auch hier der Argol das einzige Feuerungsmaterial für die kalten Zeiten[30].

Vom Zentrum Lhassa strahlen dann endlich noch einige andere Straßenzüge nach Nordwesten, Nordosten und Osten aus.

Die Wege freilich nach Westnordwest, von Lhassa nach Leh und Ladak über die südlichen, mit einer Kette abflußloser Seen überstreuten Gegenden von Tschangtang, die vom Pundit Nain-Singh bekannt gemacht wurden, sind so furchtbar — der „Schmerzensweg" Sven Hedins, der auf seiner letzten Reise ungefähr die gleichen Pfade zurücklegte, hat das von neuem bekräftigt — daß sie als wirkliche Verkehrsstraßen kaum zu nennen sind. Straßen nach Nordwesten.

Ähnlich muß es mit einem Straßenzuge sein, der diagonal über das Hochland in nordwestlicher Richtung hinwegführt, von Lhassa nach dem Keria-Paß in Ostturkestan, und den wir bisher nur aus der chinesischen Reichskarte und

einigen kurzen Notizen der chinesischen Geographie kennen. Noch ist ihn bis heute kein Forschungsreisender nachgewandert[31]). Kaiser Kienlung soll ihn im 18. Jahrhundert in der Machtblüte des Mandschu-Reichs angelegt haben, zur Verbindung von Lhassa mit dem damals ebenfalls chinesisch gewordenen Khotan und Yarkand. Er muß aber, da er das unwirtliche Hochland in seiner ganzen Länge überschreitet, so ungeheuere Schwierigkeiten bieten, daß er wohl nur dem Pilger- und offiziellen Botenverkehr gedient hat und vielleicht heute, zur Zeit des Verfalls der Mandschu-Herrschaft, wieder eingegangen ist.

Straßen nach China.

Eine alte, vielbenutzte Straße nach der chinesischen Provinz Kansu führt von Lhassa nordnordöstlich über das Tangla-Gebirge, und dann, streckenweis geteilt, über die Quellflüsse des Yangtsekiang und den Kukunoor nach Hsiningfu und Lantschou. Dies ist der Weg, auf dem schon Gruber und Dorville und später Huc und Gabet nach Lhassa gewandert sind; da er über die Steppen von Kukunoorien und den Osten des Hochlandes Tschangtang führt, ebenfalls ein recht beschwerlicher Pfad. Ein anderer, etwas weiter östlich verlaufender Weg zweigt sich von dem vorhergehenden nach rechts ab und führt über die Quellseen des Hwangho ebenfalls nach Hsiningfu.

Endlich haben wir direkt nach Osten, als Hauptverbindung mit dem Schutzherrschaftslande China, mehrere wichtige Heerstraßen, die von Lhassa über die wildgefurchte Gebirgswelt von Kham nach Tschöngtufu, der Kapitale der chinesischen Provinz Szetschwan, gehen. Die eine verläuft unmittelbar ostwärts von Lhassa über Lhari, Tschiamdo, Batang und Litang nach Tatsienlu; dies ist der offizielle Weg der chinesischen Kuriere. Die andere macht einen größeren Nordbogen über Kegudo ebendahin. Eine dritte Zwischenstrecke über Riwudsche verbindet beide[32]). Große Einöden sind hier

zu durchwandern, tiefeingerissene Flüsse auf verwegenen Brücken zu überschreiten, aber sie sind die Ader, durch die der reiche Handelsverkehr zwischen dem Reiche der Mitte und seinem Tributärstaat Tibet pulsiert.

Art des Verkehrs auf diesen Straßen.

Wagen werden für den Großverkehr nicht gebraucht, Flüsse zur Schiffahrt nur auf kürzere Strecken benutzt; in der Hauptsache findet der Transport auf den Rücken von Tieren, insbesondere von Yakochsen, Pferden, Maultieren oder auch Schafen statt.

Der Handel Tibets.

Der Handel, der sich auf diesen Straßen bewegt, ist trotz der ungewöhnlichen natürlichen Schwierigkeiten ein ziemlich lebhafter, denn die Tibeter sind nach übereinstimmendem Urteil begabte Kaufleute und der Klerus betreibt den Handel in großem Stil. Jedes Kloster hat seinen Handelschef, seine Warenniederlage, seine Lasttier-Herden. Die Hauptmärkte des Landes sind Lhassa und Schigatse; kleinere Gartok, Gyangtse, Tschetang und die übrigen größeren Städte. Alljährlich finden Messen statt, zu denen, wie besonders in den beiden erstgenannten Orten, die Karawanen weit her aus den Tibet umgrenzenden Ländern Asiens kommen. Hedin begegnete unweit des Tengrinoor einer Karawane mit dreihundert Yaks, die nur Ziegeltee von Nordwestchina nach Schigatse führten.

Ausfuhr und Einfuhr.

Tibets wichtigste Ausfuhrartikel sind vor allem Erzeugnisse seiner Viehzucht. An erster Stelle steht die Schafwolle, vorzugsweise in roher Form, dann aber auch in Gestalt von dicken, weichen Kleiderstoffen, die besonders in Gyangtse hergestellt werden. Dazu Felle, Yakschwänze, die schon im Altertum als Zeichen besonderer Würde als „Roßschweife", bis weit in die mittelmeerische Welt gebracht worden sind, von indischen Prinzessinnen als Fliegenwedel benutzt, von verschiedenen Religionen als Kultgegenstände verwertet werden. Ferner der Moschus des Moschustiers. Auch lebendes

Vieh wird exportiert. Daneben Salz von den Salzseen, Borax von ebendaher und die Erzeugnisse des Bergbaus, insbesondere das Gold.

Import-Artikel sind vor allem Industrieerzeugnisse, Seide- und Seidenstoffe, Leder und Sättel, dann auch Reis, Tabak, Korallen, Perlen, Indigo, Gewürze und in großen Mengen Tee, der dem Tibeter zur Bereitung seines Nationalgetränks der „Tsamba“ unentbehrlich ist und selbst noch über die Himalaya-Pässe nach Süden geht[33]).

Chinas Monopol.

China monopolisiert durch seine bewußte Grenzverschließung gegen den Süden den Handel mit Tibet fast völlig. Der Austausch mit Indien, über den wir allein eine genauere Statistik besitzen (s. darüber näheres im Kapitel „Tibet und England“), ist verhältnismäßig geringfügig, der mit dem Reich der Mitte dagegen, systematisch von den ebenfalls als ausgezeichnete Kaufleute bekannten Chinesen begünstigt, seit Jahrhunderten sehr lebhaft. Fast alle Bedürfnisse an den Manufaktur-Erzeugnissen einer höheren Zivilisation deckt das Land aus China. Die Hauptrolle aber spielt der grobe, in Ziegelform gepreßte chinesische Tee, den es vorzugsweise aus der Provinz Szetschwan bezieht. Man hat gesagt, daß China mehr mit Hilfe dieses Tees als durch Waffengewalt Tibet erobert hat und in Abhängigkeit erhält. Nach Berechnungen von Rockhill gehen allein über Tatsienlu jährlich 6115000 kg Teeziegel nach China. Nach einer anderen Schätzung ist den Gesamtwert der jährlichen Teeeinfuhr von China nahezu vier Millionen Mark [34]).

Aussichten für die Zukunft.

Es ist also nicht zu verkennen, daß seit alter Zeit und ganz besonders in den letzten Jahrhunderten Tibets Verkehr vorwiegend nach Osten und Norden, nicht nach Süden gravitiert. Ebensowenig aber, daß dies vielmehr eine Folge der religiösen und politischen, als der natürlichen Verhältnisse ist. Denn an sich dürften die langen und furcht-



Landschaft in der Umgebung von Lhassa. (S. 90.)

baren Wege nach Ost- und Innerasien dem Verkehr noch größere Schwierigkeiten bieten, als die über die rauhen aber kurzen Pässe nach dem unmittelbar vor den Toren Tibets liegenden britischen Indien. Von den Tiefländern im Nordwesten, Norden, Nordosten und Osten braucht eine friedliche Karawane im besten Falle einige Monate, um nach Lhassa zu gelangen; von Bengalen aus kaum ebenso viele Wochen. Der modernen Technik wird es hier schwerlich unmöglich bleiben, selbst eine Eisenbahn-Linie auf diese Höhen hinaufzuführen. Soweit sich heut überschauen läßt, dürfte ihr wahrscheinlicher Weg längs des Ammo zum Tschumbi-Tal aufsteigen und über den Tang-la zunächst nach Gyangtse und Schigatse gehen.

Sicherlich wird sich nach Aufhebung der Suzeränität Chinas, Beseitigung der Grenzschwierigkeiten und Verbesserung des Zugangs ein großer Teil des Handels dem näheren Indien zuwenden.

VII.

Lhassa.

Quellen. Außer der Fülle von Nachrichten der im Eingang genannten älteren europäischen und asiatischen Forschungsreisenden, die nach Lhassa hineingelangten, besitzen wir auch eine bemerkenswerte chinesische Literatur über diese Stadt. Insbesondere vereinigt das von Klaproth kritisch bearbeitete geographische Handbuch über Tibet, Wei-tsang-thou-tschi, (vgl. S. 16) eine sehr ausführliche und farbenreiche Beschreibung Lhassas, zum Teil mit Einzelheiten über das Innere von Tempeln und Palästen die den übrigen Beobachtern unzugänglich bleiben mußten.

Aus all diesen Notizen können wir uns ein so vollständiges Bild der verbotenen Stadt machen, daß wir Sven Hedin Recht geben müssen, wenn er in seinem letzten Buche Lhassa, obwohl kein heut lebender Weißer es gesehen, für eine der am besten bekannten Städte des innern Asien erklärt.

Lage. Die Stadt liegt, in Gärten und Wäldchen bebettet (Abb. 7), am Kitschu, einem linken Nebenflusse des Sang-po, etwa 60 km vor seiner Mündung in diesen, aber nach den Messungen der Pundits in einer Meereshöhe von 3630 m. Daß trotz dieser gewaltigen Erhebung hier die Entwickelung eines so bedeutenden Kulturzentrums möglich war, liegt an der Bildung des breiten Talkessels, der nur nach Südwesten offen ist und der Sonnenwärme ungehinderten Zugang gewährt,

während sonst hohe Berge ihn vor den eisigen Winden der umliegenden Hochflächen schützen.

Geschichte.

Die sagenhafte Vorgeschichte der Stadt geht auf die ersten Anfänge des Buddhismus in Tibet zurück. Der König Srongdsan Gampo († um 698 n. Chr.), der diese Lehre einführte, hat, so heißt es, bereits den ersten Bau auf dem „roten Hügel", dem späteren heiligen Berge Potala, errichtet, an dessen Fuß sich dann die Stadt Lhassa bildete.

Der Name Lha-ssa, der „Gottesstätte" bedeutet, soll aus einem ursprünglichen Ortsnamen Rasa, der etwas anderes heißt, umgewandelt sein, als in dieser Ortschaft der große Tempel gegründet wurde, der heute Mittelpunkt Lhassas ist [35]). Er wird von Odorico de Pordenone noch nicht genannt, die Stadt war aber schon damals ein Mittelpunkt religiöser Art. Nicht viel später wandert Tsong-kapa, der Reformator des Lamaismus, aus der Gegend von Kumbum unweit des Kukunor hierher um von hier aus seine gewaltige Wirksamkeit auszuüben. Erst mit der energischen Entwicklung der Idee aber, daß der Großlama von Lhassa die immer erneute Wiedergeburt des Heiligen Padmapani oder Avalokita sei (s. S. 65), wird Lhassa das unumschränkte Haupt Tibets und allgemach der berühmteste Wallfahrtsort ganz Mittel- und Ostasiens. Insbesondere seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo der Großlama Nawang Lobsang den neuen Tempelpalast auf dem alten Königshügel bei Lhassa erbaut, ihn nach der mystischen indischen Heimatsstätte Avalokitas Potala benennt.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts wird der Großlama genötigt, infolge von Unruhen seine Residenz zeitweilig nach Kumbum zu verlegen. Die Waffen des Kaisers Kanghsi von China führen ihn nach Lhassa zurück, aber der tibetische Priesterstaat ist seitdem ein Glied des chinesischen Reichs.

Der religiösen Verehrung des Großlama und seines Sitzes Lhassa hat dies Verhältnis aber keinen Abbruch ge-

tan; im Gegenteil, die chinesischen Kaiser scheinen diese Verehrung aus politischen Interessen gefördert und sogar ostentativ geteilt zu haben. Hat doch z. B. Kaiser Kienlung in den Jahren 1767 bis 71 in seinen Jagdgefilden von Dschehol, nördlich von der großen Mauer, eine großartige und kostspielige Nachbildung des Klosterpalastes von Potala aufführen lassen[36]).

Die heutige Heiligkeit des Ortes.

Welch eine Rolle die Stadt in den Augen der Buddhisten Innerasiens spielt, ergibt sich für uns recht eindrucksvoll daraus, wenn wir die ungemein lebensvolle Schilderung verfolgen, die Pater Huc von seiner Wanderung mit der mongolischen Pilgerkarawane, der er sich angeschlossen, entwirft. Hier erleben wir die ganze Erregung mit, welche die Schar beseelt und sie befähigt, ihre unendlich mühselige Wanderung über die Hochsteppen und himmelragenden Bergpässe des nordöstlichen Tibet zu unternehmen; die täglich wachsende Spannung, mit der jeder einzelne dem Auftauchen der heiligen Stadt entgegensieht. Endlich trennt nur noch ein mäßig hoher, aber steiler Bergrücken sie von dem Anblick der geistigen Metropole der buddhistischen Welt. Schon dieser Berg ist heiliger Boden; wer das Glück erringt, seinen Scheitel zu erklimmen, dem winkt bereits Vergebung aller Sünden. Zu Fuß und mit tiefer Andacht wird der Aufstieg begonnen, bereits ein Uhr Nachts, um bis zum Abend des folgenden Tages nach Lhassa zu gelangen. Gegen Untergang der Sonne kommen sie dann auf Zickzackwegen wirklich am südlichen Bergfuße an; in ihren letzten Strahlen liegt die heilige Stätte vor ihnen. „Diese Fülle von hundertjährigen Bäumen“, schreibt Huc begeistert, „welche die Stadt wie mit einer Umwallung von Laub umgeben, diese großen weißen Häuser, in Plattformen endigend und von kleinen Türmchen überragt, diese zahlreichen Tempel mit vergoldeten Dächern, dieser Buddha-la, auf dem sich der Palast des

Dalailama erhebt — alles das gibt Lhassa einen majestätischen und bedeutenden Eindruck“ [37]).

Ganz in derselben Weise, wie hier geschildert, nur oft noch unter größeren Beschwerden kommen die Pilgerzüge aus Nepal und Bhutan, aus Ladak und dem Tarim-Becken, aus der Mongolei, China und Hinterindien, ja aus Sibirien und vom europäischen Rußland; alle die Herzen voll zitternder Erregung, alle schon beseligt durch die um des Glaubens willen erlittenen Mühseligkeiten, alle in der brünstigen Erwartung des Heils, das ihnen der Segen des großen Priesterkönigs bringen soll. Als Bonvalot und Prinz Heinrich von Orléans 1890 die entsetzlichen Wüsten der nordwestlichen höchsten und unwirtlichsten Teile Tibets durchquerten, folgten sie der zufällig gefundenen Spur einer Pilgerstraße der Kalmücken, die von diesen als Geheimnis gehütet wird. Nirgends tritt einem die Macht der religiösen Exaltation eindrucksvoller entgegen, als wenn man sich vorstellt, wie diese armseligen Leute über die Hochpässe des Tiënschan-Gebirges, durch das Sandmeer der Takla-Makan und endlich über diese entsetzlichen Hochebenen von Tschangtang hin und zurück pilgern, nur um den Fuß in die heilige Stadt gesetzt und das Haupt vor dem Dalailama gebeugt zu haben. — Hedin teilt in seinem letzten Buche die Geschichte jenes Lama aus Urga mit, der um irgend eines Vergehens willen das Recht verwirkt hat, Lhassa zu betreten. Um die Verzeihung des Dalailama zu erringen, legt er den mehrere tausend Kilometer langen Weg von seinem Wohnort bis nach Lhassa in Gebetsstellung zurück, d. h. er wirft sich nieder auf die Knie und Hände, zieht dann die ersteren nach, sodaß sie in die Spuren der Hände kommen, und wirft sich von neuem nieder. Sechs Jahre braucht er zu der schrecklichen Reise, und eine Stunde vor dem Tor der heiligen Stadt erreicht ihn die Nachricht, daß er, ohne Verzeihung zu erlangen, umkehren müsse.

Er tut dies und — wiederholt die gleiche Wanderung noch zweimal![38])

Gesamtanblick Lhassas.

Das prächtige Bild Lhassas von weitem schildert einer der neuesten Besucher, der Pandit Sarat Tschandra Das, mit ganz ähnlichen Worten wie Huc. Er kommt von Indien, den Kitschu aufwärts, und berichtet: „Die ganze Stadt lag ausgebreitet vor uns am Ende einer Allee von knorrigen Bäume, die Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf ihre vergoldeten Dome. Es war ein stolzer Anblick, wie ich ähnlich nie etwas gesehen. Zu unserer Linken war Potala mit seinen erhabenen Gebäuden und vergoldeten Dächern; vor uns, umgeben von einem grünen Rasenplan, lag die Stadt mit ihren turmähnlichen, weißgetünchten Häusern und chinesischen Gebäuden mit Dächern von blauen, glasierten Ziegeln. Lange Girlanden von beschriebenen und bemalten Lappen hingen von Haus zu Haus und wehten im Winde" [39]).

Pläne von Lhassa.

Wir besitzen seit zwei Jahrzehnten sogar einen von dem Pundit Krischna während eines einjährigen Aufenthalts heimlich mit dem Maß seines Rosenkranzes aufgenommenen Plan von Lhassa, der allerdings bisher nur in einer sehr kleinen Wiedergabe als Karton auf der Karte seiner Reiserouten in Tibet in Petermanns Mitteilungen (Jahrgang 1885, Tafel 1) veröffentlicht worden ist. Außerdem hat soeben Waddell im *Geographical Journal* (März 1904) einen solchen publiziert, den er aus den Angaben von mehr als hundert von ihm befragter eingeborener Besucher Lhassas konstruiert hat. Welche Vorzüge ein auf diese Weise gewonnener Plan gegenüber dem von dem wohlgeübten Krischna an Ort und Stelle aufgenommenen beanspruchen darf, geht aus dem kurzen Geleitwort Waddells nicht hervor. Er stimmt in den wesentlichen Zügen mit dem alten Plan überein, den wir mit

Erlaubnis der Geogr. Anstalt von Justus Perthes in Gotha hier beifügen, verallgemeinert aber viele Einzelheiten.

Schilderung der Stadt.

Nach Plan und Schilderungen liegt das Weichbild Lhassas ein wenig nördlich von den Ufern des Kitschu. Seine lange, ostwestliche Achse beträgt etwa 3, die kurze, nordsüdliche, etwa $1\frac{1}{2}$ km. Innerhalb dieses Ovals liegt die Hauptmasse der Häuser im östlichen Teil, geschart um den großen Tempel Dschovokhang, die uralte Hauptkathedrale von Tibet, die man ebenso als die St. Peterskirche des Lamaismus bezeichnet, wie den Potala als seinen Vatikan. Dieser kolossalste Tempel Tibets gilt zugleich als der älteste des Landes; seine Gründung wird wie die des Potala auf Srongdsan Gampo zurückgeführt. Der gegenwärtige Zustand stammt wohl im wesentlichen aus dem 17. Jahrhundert, wo wir von einem Neubau hören [10]). Das Hauptgebäude ist drei Stockwerk hoch und mit angeblich solid goldenen Platten gedeckt. Seine Außenwände sind mit primitiven Malereien aus der Lebensgeschichte Srongdsan Gampos bemalt. Eine Halle, von sechs Säulen getragen und reich mit Malereien, Skulpturen und Vergoldungen geziert, führt in das Innere. Durch eine mit Bronze und eisernen Reliefs dekorierte Tür gelangt man zunächst in einen Umgang, den das Dach des unteren Stockwerks deckt. Eine zweite Tür, von Kolossalstatuen flankiert, leitet dann in eine große, basilikaartige Säulenhalle, die von oben durch transparente Ölstoffe hindurch erleuchtet wird; Seitenfenster gibt es nicht. Im Hintergrunde führt endlich eine Treppe in das mit kostbaren Schätzen ausgestattete Allerheiligste, in dessen Rückwand die große Nische mit dem berühmten Bildnis Ssakjamunis sich befindet. Davor sieht man die reichdekorierten Thronsessel des Dalailama und anderer hoher Würdenträger der Hierarchie. Das unermeßlich heilige Buddhastandbild ist von gigantischer Größe, reich vergoldet und mit einer Krone aus Gold und

Der große Tempel.

Juwelen geschmückt. Es stellt den Stifter der Religion als jungen 16jährigen Priester dar und ist der Tradition nach ein Geschenk des Kaisers von China an Srongdsan Gampo, seinen Schwiegersohn, soll also aus dem 7. Jahrhundert stammen.

Die Prozessionsstraßen.

Der ganze Tempel ist mit einem Wall umgeben, und kein Weib darf während der Nacht in seinem Umkreis weilen. Rings herum läuft eine 4 m breite Gürtelstraße, der „innere Umgang" genannt: auf ihr umschreiten die Prozessionen der Wallfahrer das Heiligtum, und zugleich ist die Hauptgeschäftsstraße der Stadt, eingefaßt mit Läden und von Straßenhändlern erfüllt. Hieran schließt sich die Hauptmasse der Stadt in dichtgedrängten Gassen umgeben von einer zweiter Gürtelstraße, 40 m breit[41]) den „mittleren Umgang", jenseits dessen die Häuser und Karawansereien nur noch vereinzelt liegen. Diese endlich sind umschlossen von dem „äußeren Umgang", der als großes Oval das umgibt, was man als das eigentliche Weichbild von Lhassa ansieht, auch den Potala einbegriffen. Die Quartiere der chinesischen Besatzung liegen außerhalb derselben — eine diplomatische Maßregel, durch welche die Form gewahrt wird, daß die heilige Stadt selbst keine fremden Truppen birgt. Auf diesem äußeren Umgang führen die Pilgerzüge ihre religiösen Umgänge in der bereits geschilderten Gebetsform durch fortgesetztes Niederwerfen aus. Sie vollenden auf diese Weise einen Weg, der sonst in drei Stunden zurückzulegen ist, innerhalb vier Tagen. Die besonders zerknirschten Pilger bezeichnen jedes Niederwerfen am Wege mit einer Münze oder einem wertvollen Stein.[42])

Einwohnerzahl.

Die Anzahl der Einwohner Lhassas wird sehr verschieden angegeben: zwischen 10000 und 100000 schwanken die mir bekannten Schätzungen. Die Unsicherheiten stammen zum Teil daher, daß der eine Berichterstatter die Mönche in



Der Berg Potala, die Residenz des Dalailama.
Der dunkle — in Wirklichkeit rote — Mittelbau ist der Palast Marpori. (S. 99.)

den Klöstern der Umgegend zurechnet, der andere nicht, und daß die nicht ansässige Bevölkerungsmasse infolge der Pilgerzüge und zeitweiligen Handelsmessen augenscheinlich sehr stark flutet. Der zuverlässige Nain Singh gibt rund 30000, einschließlich 18000 Mönche an. Der jüngste Beobachter, Tsibikow, schätzt ähnlich die weltliche Bewohnerschaft Lhassas auf 10000, die Insassen der umliegenden Klöster Sera und Galdan auf 15—16000 [43]). Sonach wird 10—12000 wohl für die Stadt Lhassa ein ziemlich vertrauenswürdiges Maß sein.

Eindruck des Inneren.

Über das Aussehen der Stadt im Innern gehen die Ansichten auseinander. Einige Beobachter schildern sie als sauber und freundlich, nur die Vorstädte seien ärmlich und schmutzig; die Häuser seien groß und würden durchgängig alle Jahre frisch geweißt, so daß sie stets wie neuerbaut aussähen. Ein besonderes Viertel zeigt nach Hucs anschaulicher Schilderung Hauswände, die aus einem mit Mörtel ausgefüllten Gerüst von Rinder- und Schafhörnern hergestellt sind, und bei denen man diesen Hörnern beim Weißen die Naturfarbe läßt und so ein seltsam phantastisches Muster erzeugt. Nach anderen Beobachtern starren wenigstens die Nebenstraßen geradezu von einem unerhörten Schmutz, der selbst Chinesenstädte als sauber erscheinen läßt. Vermutlich werden die letzteren Angaben der Wahrheit näher kommen, denn das tibetische Volk erscheint zwar durch heiteren Sinn, Gastlichkeit und manche andere Tugend, aber nicht gerade durch die der Sauberkeit ausgezeichnet.

Leben und Treiben.

Darin jedoch stimmen alle Schilderungen überein, daß trotz der ungeheuren Heiligkeit des Ortes ein äußerst reges Leben in der Stadt herrscht. Man drängt sich, schreit und gestikuliert, kauft und verkauft und sucht von den immer die Stadt füllenden Fremden an Vorteilen zu ziehen, was nur möglich ist. Alljährlich im Dezember findet eine große

Messe statt, zu der die Händler aus China, Sikkim, Nepal, Kaschmir, Ladak, der Mongolei und anderswoher zusammenströmen. Ein buntes Gemisch von Trachten, Gesichtern und Sprachen sammelt sich hier, und der mohammedanische Turkestaner, der brahminische Hindu bewegt sich ohne Zwang zwischen den buddhistischen Völkern des inneren und östlichen Asiens. Die Eingeborenen Lhassas selbst fertigen Wollstoffe, die beliebten hölzernen Eßschalen der Tibeter und vor allem die massenhaften Kultgegenstände, deren die Priester und Wallfahrer bedürfen. Wenn aber der Tag sich neigt und noch eben der Schattenriß des heiligen Berges Potala sich gegen den blauen Himmel sich abzeichnet, dann ruht jede Arbeit; die Einwohner versammeln sich auf den flachen Dächern ihrer Häuser, in den Straßen, auf den freien Plätzen und werfen sich dort zu Boden, um ihre heiligen Formeln zu sprechen. Ein einziges dumpfes Geräusch, das gemeinsame Gebet der Stadt, klingt gegen Potala hinaus.

Potala, die Wohnung des Dalailama.

Diese letzte Örtlichkeit, gewissermaßen wieder das Allerheiligste Lhassas und mit Mekkas Kaaba ohne Zweifel der verehrteste Ort Asiens, liegt im westlichen Teile des Weichbildes, etwa eine Viertelstunde im Westen der eigentlichen Wohnstadt. Der Name Potala oder Bodala wird in Europa gern mit einer naheliegenden Volksetymologie als „Buddhala“ d. i. Buddhasitz erklärt, wie es Huc in der oben (S. 93) angeführten Stelle tut; aber nicht mit Recht. Nach Jaeschke schon deshalb nicht, weil die Bezeichnung Buddha für den Religionsstifter in Tibet überhaupt nicht gebräuchlich scheint; er heißt hier Sang-gye. Nach ihm stammt das Wort aus dem Sanskrit und bedeutet etwas wie Landungsplatz, Hafen[44]). Der Potala ist ein isolierter, etwa 100 m hoher Felsen, der sich aus einem flachen Wiesental wie eine Insel aus einem See erhebt. Er trägt auf seinem Rücken jene

merkwürdige Ansammlung von Kloster-, Palast- und Tempelbauten, in welcher der Dalailama und sein Hofstaat wohnen und dessen Anlage auf die ältesten Zeiten des Buddhismus in Tibet zurückgeht. Der Hauptteil des Ganzen, der sogenannte Phodang Marpo oder Marpori, der „rote Palast", soll noch von Srongdsan Gampo herstammen.

Es ist unter den Berichterstattern nur eine Stimme, daß die Anlage dieser umfangreichen Baulichkeiten zwar einen etwas bizarren, aber doch unleugbar großartigen Eindruck ausübt, wie er der Bedeutung der Stätte wohl entspricht. Bis vor kurzem hatten wir nur eine einzige, mehr als zwei Jahrhunderte alte Abbildung davon, den hier wiedergegebenen Kupferstich in Kirchers „China illustrata", der auf eine Zeichnung des Pater Gruber zurückgeht und die Quelle zahlreicher Reproduktionen geworden ist, z. B. der sehr wirksamen in Reclus „Géographie universelle" (Bd. VII, S. 91), obwohl es deutlich erkennbar ist, daß sie bei Kircher Unkundige bearbeitet haben. So ist rechts ein großer zweirädriger Wagen angebracht, den es in Tibet nicht gibt. Es muß aber eine gar nicht üble Skizze zugrunde gelegen haben, denn heute gestattet die Photographie eine Vergleichung. Am besten eignet sich dazu die von uns wiedergegebene des Kalmücken Norzunof (Abbildung 8), die den Potala von der gleichen Seite her darstellt und in den großen Zügen eine überraschende Übereinstimmung mit der Zeichnung Grubers aufweist.[45] Sie bekundet zugleich, daß viele Baulichkeiten und die Gesamtanlage seitdem nicht verändert worden sind. Der Mittelbau zeigt fünf chinesisch geformte, nach der Schilderung goldgedeckte Dächer, die bei Kircher fehlen. Vielleicht gehören sie dem prachtvollen Aufbau an, den Kanghsi nach der Einverleibung Tibets dort aufgeführt hat. Kastell- und Mauerbauten umgeben den von allen Seiten würdevoll, ähnlich einer antiken Akropolis aufsteigenden Fels.

7*

Das Innere des Potala wird von den Pandits und dem Handbuch Wei-tsang-thou-tschi mannigfach geschildert. Viele tausend Lamas sollen ihre Wohnungen darin haben. Im Innenhof des großen Mittelbaus befindet sich eine vergoldete, mit kostbaren Steinen geschmückte Kolossalstatue von 22 m Höhe — anscheinend die eines Heiligen, nicht Buddhas selbst — die durch mehrere Stockwerke hindurchreicht. Auf umlaufenden Galerien des Hofes müssen die Pilger erst ihre Füße, dann ihren Gürtel, endlich ihr Haupt umwandern. Ähnlich wie der Vatikan soll der Palast des Großlama 10000 Zimmer haben, die angefüllt sind mit unermeßlichen Kostbarkeiten und Kunstschätzen; Prachtsäle mit geschichtlichen Wandmalereien werden uns genannt usw. Es empfiehlt sich freilich wohl, diese Darstellungen mit einiger Kritik entgegenzunehmen — berichtet doch z. B. Sarat Tschandra Das, die Abwässerung im „Phodang Marpo" sei so ungenügend gewesen, daß die Gerüche stellenweis erstickend waren[46]). Trotzdem ist kein Zweifel möglich, daß von kulturhistorischem, völkerkundlichem, auch geographischem (vgl. S. 15) Gesichtspunkte aus hier in der Tat unermeßliche Schätze literarischer, künstlerischer und gewerblicher Art aufgespeichert sein müssen, von einem Wert für die Erkenntnis des gegenwärtigen und vergangenen Asien, wie er nicht größer gedacht werden kann. Scheint doch dieser Stapelplatz ununterbrochener Sammlung von Gaben der gläubigen Buddhisten Asiens viele Jahrhunderte lang von kriegerischen Zerstörungen verschont geblieben zu sein. Wird er jetzt erschlossen, so mag der Himmel geben, daß die geradezu unvergleichliche Gelegenheit für die Wissenschaft die rechten, gleichzeitig in Pietät und Verständnis der Stunde gewachsenen Beobachter findet. Unersetzliches würde verloren gehen, wenn das nicht der Fall wäre.[47]) Prächtige Anlagen, Gärten, mit Lustschlösser, künstlichen Seen und rauschenden Bächen

sollen den Fuß des Berges umgeben. Zwei schöne Alleen mit großen Bäumen führen von der Stadt zu ihm hin, stets belebt von reich gekleideten und wohlberittenen geistlichen Würdenträgern und von fremden Pilgern, die, den langen buddhistischen Rosenkranz zwischen den Händen und Gebete murmelnd, sich dem heiligen Berge nahen.

Manning und Huc berichten übereinstimmend, welch ein lebhaftes Treiben von Menschen unausgesetzt um den Fuß des Potala und an seinen Eingängen herrscht; jedoch im Gegensatz zu dem Lärm in der Stadt werde hier ein ernstes Schweigen bewahrt. Die religiöse Stimmung präge sich im äußeren Gebahren jedes einzelnen deutlich aus.

Schilderungen des Dalailama selbst.

Zum Schluß noch einige wenige Worte über die seltsame Persönlichkeit, die den Mittelpunkt all dieser grenzenlosen Verehrung bedeutet, den Dalailama. Dies mongolische Wort, das „Weltmeerpriester“, d. h. der unermeßlich große Priester bedeutet, wird in Tibet selbst nicht gebraucht; das tibetische, mit *dalai* gleichbedeutende Wort heißt *Gyamtso*. Auch nennt man ihn *Gyalwa Rimpotschi*, d. h. „der große Edelstein von Majestät“. Daß er nicht eine Inkarnation Buddhas selbst vorstellt, was man oft hören kann, sondern eine solche des heiligen Avalokita oder Padmapani, betonten wir bereits. Nach unseren früheren Ausführungen (S. 69) kann es nicht Wunder nehmen, daß fast alle Beobachter, die ihn zu Gesicht bekamen, ihn als ein Kind schildern.

Wir haben bis heute nur eine einzige europäische Abbildung des Dalailama. Sie geht ebenfalls auf eine Zeichnung Grubers zurück und findet sich auch in Kirchers „China illustrata“ (S. 73). Ganz augenscheinlich ist hier die vielleicht schon an und für sich ungenügende Vorlage noch unkundiger behandelt als die Zeichnung des Potala, allein das sieht man doch an dieser aus der Mitte des 17. Jahrhunderts

stammenden Skizze, daß auch hier ein Kindergesicht wiedergegeben ist.

Höchst anziehend ist die Darstellung, die Manning von seiner Begegnung mit dem Dalailama gibt. Am 17. Dezember 1811 erstieg der englische Arzt die vierhundert Stufen zur Potala-Burg. In einer großen Empfangshalle befand sich der Priestergott inmitten seines Hofstaats, ein Knabe von etwa sieben Jahren. Manning berührte dreimal vor ihm den Boden mit der Stirn und legte dann seine mitgebrachten Geschenke: Geld und eine schöne Seidenschärpe, nieder. Der Knabe berührte ihm segnend das Haupt, eine Ehre, die nach Horazio della Pennas Angaben zu urteilen, sonst nur Königen, inkarnierten Heiligen oder fremden Gesandten zuteil wird.

Hierauf folgte eine kurze, durch einen Dolmetscher vermittelte Unterhaltung, die aus einigen Höflichkeitswendungen bestand. Mit höchstem Anteil aber beobachtete Manning dabei die schöne und interessante Erscheinung des hohenpriesterlichen Kindes. Dasselbe hatte, erzählt er, das einfache und ungezierte Gebahren eines wohlerzogenen prinzlichen Knaben. Sein Angesicht war geradezu poetisch und rührend schön. Sein Wesen war muntere, liebenswürdige Freundlichkeit, sein schöner Mund ließ sich in anmutigem Lächeln gehn, ja er lachte sogar gelegentlich zwanglos, wenn auch mit Anstand. Manning, ein kecker, garnicht sentimentaler Abenteurer und sonst nicht ohne spöttischen Humor, sagt zum Schluß, die Unterredung mit dem Dalailama habe ihn außerordentlich ergriffen: „Ich hätte weinen können, so seltsam war der Eindruck, und in tiefen Gedanken verließ ich den Ort.“ [48])

Um Neujahr muß der Dalailama sich für einen ganzen Monat in die Verborgenheit zurückziehen, um sich religiösen Übungen zu unterwerfen. Manning sah den heiligen Knaben

noch einmal unmittelbar nach dieser Frist: er sah blaß und krank aus, wohl infolge seiner Kasteiungen.

Außerordentlich ähnlich klingt die Erzählung, die der Pundit Sarat Tschandra Das von seiner Audienz bei dem Dalailama am 10, Juni 1882 gibt. Er beschreibt zunächst den steilen Anstieg zur Höhe des Potala und die wundervolle Aussicht von dort. „Nach einer Weile kamen drei Lamas und sagten, daß der Dalailama einen Gedächtnis-Gottesdienst für den verstorbenen Großlama des Meru-Klosters abhalten wolle, und daß wir dabei zugegen sein dürften. Mit sehr leisen Schritten wandelnd kamen wir zur Mitte der Empfangshalle, deren Dach von drei Reihen von Pfeilern, vier in jeder Reihe, getragen und durch von oben einfallendes Licht erhellt wird. Die Ausstattung war so, wie man sie gewöhnlich in den Lamasereien sieht, nur waren die Behänge von den reichsten Brokaten und Goldstoffen; die kirchlichen Geräte waren von Gold und die Bemalung der Wände von ausgesuchter Feinheit. Hinter dem Throne fanden sich schöne Teppiche und Atlasvorhänge, ein großes „*gyant-san*", d. h. Baldachin bildend. Der Boden war schön glatt und glänzend, allein die Türen und Fenster, rot gemalt, waren von jener rohen Art, wie sie im Lande gebräuchlich ist."

Der Pandit deponierte dann in den Schoß eines Beamten seine Gabe für den Dalailama, ein Goldstück, und nahm hierauf mit den übrigen Pilgern seinen Sitz auf wollenen Decken ein, die in acht Reihen lagen. Er kam in die dritte, etwa zehn Fuß vom Thron entfernt.

„Der Großlama", fährt er fort, „ist ein Kind von acht Jahren mit hellem und schönem Aussehen (bright and fair complexion) und rosigen Wangen. Seine Augen sind groß und durchdringend, der Schnitt seines Gesichts merkwürdig arisch, wenn auch etwas beeinträchtigt durch die Schiefstellung seiner Augen. Die Zartheit seiner Person war vermut-

lich der Erschöpfung durch die Hofzeremonien und die religiösen Pflichten und asketischen Übungen seiner Stellung zuzuschreiben. Eine gelbe Mitra bedeckte sein Haupt, und deren herabhängende Klappen verbargen seine Ohren; ein gelber Mantel umgab seinen Körper, und er hockte mit gekreuzten Beinen, die inneren Handflächen aneinandergelegt. Der Thron, auf dem er saß, war von geschnitzten Löwen getragen und mit seidenen Schleiern bedeckt, vier Fuß hoch, sechs Fuß lang und vier Fuß breit."

Als alle gesegnet waren, goß einer der Beamten Tee in die goldene Tasse „Seiner Heiligkeit", und vier Hilfsbeamte bedienten das Publikum. Nach einem Gebet wurde schweigend der Tee getrunken, der „mit einem entzückenden Wohlgeruch" parfümiert war. Dann wurde vor den Dalailama ein Tisch mit Reis gesetzt, letzteren berührte er, und die geheiligte Speise wurde hierauf unter die Anwesenden verteilt. Und nun sang der Dalailama mit einer leisen, undeutlichen Stimme eine Hymne, die von den Lamas in tiefen, ernsten Tönen wiederholt wurde.

Hiermit hatte die Zeremonie ein Ende. Der Kämmerer gab dem Reisenden zwei Pakete gesegneter Pillen, und ein anderer band ihm ein Stückchen roter Seide um den Hals — die gebräuchlichen Gegengaben des Dalailama.[49])

Der gegenwärtige Dalailama.

Dieser, von dem Pandit so interessant beschriebene Großlama ist nach den übereinstimmenden Berichten der letzten Besucher noch derselbe, der heute auf dem geistlichen Thron von Lhassa sitzt. Er ist also diesmal nicht vor seiner Großjährigkeit beseitigt worden, sondern muß jetzt etwa 32 Jahre alt sein[50]). Der Japaner Kawagutschi hatte am 13. September 1900 eine Audienz bei ihm. Er schildert „His Sublimity" als einen Mann von 28 Jahren, von einer feinen, intelligenten Erscheinung. Er sei von Natur ein Mann von überlegenem Mut und ausgezeichneten Fähig-

keiten und von einer tiefen Kenntnis des Buddhismus. Seit er zu Jahren gekommen, habe er die Regierung völlig in die Hand genommen und hege große Absichten auf Reformierung der Verwaltung und Beseitigung alter Mißbräuche. Er habe einen geheimen Vertrag mit Rußland geschlossen, dessen Herrscher er für einen Buddhisten und einen mystischen Bodhisattwa, ähnlich ihm selbst, halte.[51])

Das ist die letzte Schilderung, die wir von dieser merkwürdigen Persönlichkeit besitzen. Aller Voraussicht nach werden bereits die nächsten Wochen damit beginnen, die letzten Schleier zu lüften, die heute noch über Lhassa und seinem Dalailama ruhen. Wie weit die Vorgänge, die das mit sich bringen, umändernd oder zerstörend in diese merkwürdige Welt eingreifen werden, das vermag niemand vorher zu sagen.

VIII.

Die politische Geschichte Tibets bis zur Gegenwart.

Die Einführung des Buddhismus und die erste Blüte des Reiches.

Vorgeschichtliche Zeit.

Die Geschichte der Tibeter verliert sich rückwärts mit legendären Königslisten im Dämmer des ersten vorchristlichen Jahrhunderts. Bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. wandeln wir noch ganz auf dem Boden schwankender Sagen. Es scheint, als ob in der Vorzeit die Tibeter in verschiedenen, national noch nicht geeigneten Stämmen zunächst mehr die nördlichen Gegenden ihres heutigen Gebiets bewohnten und erst nach und nach bis zu den südlichen vordrangen. Aus Innerasien brachten sie die elementare mongolisch-nomadische Kultur mit, in den Tälern des Südens scheinen sie dann von Indien her den Ackerbau gelernt zu haben; in den älteren Sagen ist die Tendenz erkennbar, Kultureinflüsse Indiens zu betonen.

Beginn der Geschichte mit Einführung des Buddhismus.

Eine geschichtshellere Zeit beginnt erst mit dem großen, grundlegenden Ereignis, das berufen war, die einheitliche nationale Entwickelung der Tibeter und ihre eigenartige Stellung unter den Völkern Asiens zu begründen, der Einführung des Buddhismus.

Diese Weltreligion hatte von Indien aus längst ihren Siegeslauf über Asien vollzogen, Innerasien, China, der Süd-

osten waren der Lehre des „Erleuchteten" bereits gewonnen, als das eisumstarrte Hochland von Tibet noch wie eine Insel inmitten dieser Länder unberührt davon geblieben war und seine spärliche Bevölkerung noch in den alten, aus der Mongolei mitgebrachten schamanischen Religions-Vorstellungen und Riten lebten. Einem energischen tibetischen Herrscher, dem Könige Srongdsan Gampo (629—698 n. Chr.), wird die zielbewußte Einführung der buddhistischen Lehre zugleich als einer höheren Form des Glaubens wie als Trägerin einer höheren Zivilisation zugeschrieben. Den Annalen nach vermählte er sich sowohl mit einer nepalesisch-indischen, wie mit einer chinesischen Prinzessin, die beide buddhistisch waren und buddhistische Lehrer, heilige Schriften und geweihte Bildwerke mitbrachten. Angeblich existieren die letzteren, aufs höchste verehrt, in den Tempeln Lhassas noch heut. Hier tritt neben den indischen Einfluß zum erstenmal historisch erkennbar auch der chinesische auf, der rasch für Tibet der maßgebende werden sollte. Srongdsan Gampo betreibt mit besonderem Nachdruck die Einführung chinesischer Errungenschaften. Wir hören, daß er die Zucht der Seidenwürmer, die Bereitung von Getränken aus Wein und Gerste, Wassermühlen, Papier, Tinte u. a. m. aus China übernahm, sich chinesische Gelehrte und Künstler verschrieb, den chinesischen Kalender einführte und umgekehrt den Adel seines Landes veranlaßte, seine Söhne zu ihrer Ausbildung nach China zu senden. In der Folge ist der chinesische Einfluß bis heute gegenüber dem indischen der maßgebende geblieben, in Kleidung, Sitte, Lebensgewohnheiten, in Wissenschaft, Architektur und Kunst.

König Srongdsan Gampo, der Begründer des Reichs.

Von der Regierung dieses Königs datiert auch die Anwendung der Schrift und die Entstehung der nationalen Literatur.

Srongdsan Gampo ist in der späteren Legende unter die Heiligen der Lamakirche eingereiht worden (vgl. S. 55), allein in

Wahrheit scheint er eine weltlich streitbare Persönlichkeit gewesen zu sein. Er ist zugleich der Begründer eines kräftig ausgreifenden Reiches, dessen Basis in den südlichen Tälern Tibets ruht und dessen Hauptstadt, das heilige Lhassa, er durch einen Burg- und Tempelbau auf dem Potala-Hügel begründet. Anscheinend ist die Heirat mit der chinesischen Prinzessin zunächst die Folge eines Krieges mit China gewesen, der für letzteres nicht durchaus glücklich verlief und in dieser Form beigelegt wurde.[52]) Nach Norden dehnte sich seine Macht weiter und weiter aus, sie umfaßte Kukunoorien, ja überschritt sogar die Grenzen des Hochlandsbereiches und erreichte um 680 den Tiënschan.

Blüte der Königsherrschaft.

Von einem seiner Nachfolger (Thisrong Tedsan, 801 — 845) wird erzählt, daß er besonders wieder die Beziehungen mit Indien, dem Heimatlande des Buddhismus, pflegte. Er tat viel für die Lehre, ließ heilige Schriften von Indien kommen und übersetzen, verlieh der tibetischen Geistlichkeit eine feste Ordnung und schuf für sie hierarchische Stufen und Klassen. Unter einem anderen (Ralpachan) gab es von neuem einen schweren Krieg mit China, der mit dem Frieden von 821 endigte, einem Ereignis, das durch eine noch heute in Lhassa vorhandene Gedenksäule verewigt wurde. Auch ein dritter (Thibtsong I Te) zog 882 siegreich gegen China zu Felde. Unter ihm erscheint nach den alten Berichten das tibetische Königreich auf dem Gipfel seiner Blüte. Hier war es, wo das Glück des Volkes ein so vollkommenes gewesen sein soll, daß es dem der seligen Götter glich (vgl. Seite 62).

Der Zusatz der Quellen, daß der König dieses Ziel „durch eine grenzenlose Verehrung der Geistlichkeit“ erreicht habe, ist freilich verdächtig. Es ist überhaupt die Frage, ob jene Blüteperiode nicht von der späteren mönchischen Geschichtschreibung schönfärberisch aufgeputzt ist, um folgenden,

die Geistlichkeit weniger verehrenden Generationen als leuchtendes Beispiel zu dienen.

Verfall.

Blüte und Verfall dieser ersten Epoche decken sich annähernd mit derjenigen der Karolingermacht in Deutschland. Vom 10. Jahrhundert an trat ein Niedergang ein, verursacht wohl durch die Nebenbuhlerschaft zwischen den weltlichen und den zu mächtig gewordenen geistlichen Gewalten, die seitdem die ganze Geschichte Tibets beherrscht. Reichsteilungen und innere Kriege schwächten dabei die weltliche Gewalt, aber auch die Geistlichkeit verfiel in Unordnung und Machtlosigkeit, die buddhistische Lehre selbst wurde gefährdet. Es heißt z. B., daß sie gegen Ende des 10. Jahrhunderts „neu eingeführt" werden mußte.

Von der Mongolen- bis zur Mandschu-Zeit.

Angliederung Tibets an das Mongolenreich.

Als mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts der Mongolensturm über die alte Welt dahinbrauste und das größte Reich der Erde schuf, geriet auch Tibet, wenngleich wirkliche bedeutende Züge der Mongolen über das Hochland wohl kaum stattgefunden haben, unter den Einfluß des Großkhans; Tributzahlungen gingen an den Hof nach Karakorum.

Ausdehnung der geistigen Macht des Lamaismus.

In ungeahnter Weise sollte aber diese Einbeziehung in das große Mongolenreich bald die Veranlassung zu einer bedeutsamen Gegenwirkung werden, zur Ausdehnung der geistigen Macht des tibetischen Volkes über ganz Innerasien. Die inzwischen herausgebildete tibetische Form des Buddhismus eroberte missionierend jetzt ihrerseits sich mehr und mehr die Völker der Mongolei, denen sie vermutlich wegen ihrer Vermischung mit schamanischen Elementen besonders zusagte. Hiermit begann jener weltgeschichtlich so außerordentlich bedeutungsvolle Prozeß der Bändigung und Sittigung der wilden, ewig ruhelosen, mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit neue Scharen über ihre Umgebung ausschüt-

tenden Völkermassen Zentralasiens, jenes gährenden Hexenkessels, aus dem seit Jahrtausenden immer neue Völkerstürme hervorgebraust waren und die Welt bis an die Gestade des atlantischen wie des pazifischen Ozeans erschüttert hatten. Wenn man will, kann man es auch ihre Entmannung und Dezimierung nennen. Das eine geschah durch die sanften Lehren und Sittengesetze des Buddha, das andere durch die entnervende und die Fortpflanzung einschränkende Übertreibung des Mönchs- und Nonnenwesens.

Die großen Fürsten Ostasiens, denen an einer solchen Beruhigung der innerasiatischen Mongolenstämme sehr gelegen war, erkannten diese Wirkung des tibetischen Buddhismus früh und haben dessen Ausbreitung daher eifrig unterstützt. So schon der geniale Mongolenkhan und Gönner Marco Polos Kublai, nachdem er die Residenz des jetzt völlig konsolidierten Riesenreichs nach dem chinesischen Peking verlegt hatte. Damals hatte sich schon in Tibet die summepiskopale Macht eines Großlamas herauszubilden begonnen. Kublai machte den Vertreter derselben zum geistigen Haupt aller Lamas in seinem Kaiserreich und gab ihm auch weitgehende weltliche Befugnisse. Wie sehr das die Stellung dieser Großlamas förderte, sehen wir aus der erwähnten Notiz Odoricos von Pordenone um das Jahr 1325, der als katholischer Missionar selbst den Vergleich des „Abassi“ mit dem römischen Papst zieht. Freilich, eine unbestrittene Herrschaft dieses Abassi war damit noch nicht begründet. Weltliche Fürsten tauchen daneben wieder auf, neue Könige werden genannt und mannigfache innere Kämpfe halten die Blüte des Landes zurück.

Entwickelung des tibetischen Kirchenstaats.

Erst als das Auftreten des Reformators Tsongkapa (1358—1419) den Klerus von Grund aus reformiert hatte, (vgl. S. 62), begann auf dieser Basis durch die Anhänger der gelben Sekte eine neue, mehr und mehr das weltliche Fürsten-

tum überflügelnde Blüte der geistlichen Macht und die allmähliche Schaffung des anerkannten Kirchenstaates, den Tibet heut bildet, und zugleich die immer weitere Ausdehnung des geistigen Einflusses über die Buddhisten Inner- und Ostasiens. Im 16. Jahrhundert wurde auch in dem mongolischen Urga, im Zentrum der Mongolei, die Institution eines Kutuktu *) begründet, der als eine ähnliche Inkarnation eines tibetischen Heiligen verehrt wird, wie heut der Großlama von Taschilhumpo und der von Lhassa.

Emporkommen des Dalailama im Streit der Mongolen und Chinesen.

Anfänglich waren die Oberen der größeren Klöster des Landes überhaupt wohl ziemlich selbständig, nach und nach errang aber der Großlama in dem alten Landeszentrum Lhassa die Oberhand auch über die anderen Bodhisatwas. Und zwar vor allem auch eine geschickte Ausnutzung der politischen Verhältnisse.

Nach dem Sturz der Mongolenherrschaft in China durch die Revolution der Ming 1348 war Tibet zu einem Streitobjekt zwischen den Mongolenkhanen Innerasiens und den chinesischen Kaisern geworden, denen beiden daran gelegen war, den immer wachsenden Einfluß der tibetischen Lehre und Kirche in den Dienst ihrer Politik zu stellen. Tsongkapa scheint besonders dadurch so großen Erfolg gehabt zu haben, daß er sich auf die Ming-Kaiser stützte. Später waren es besonders die mongolischen Khakhane, die mehrfach kriegerisch die Tibeter zum Gehorsam brachten; zugleich erfahren wir aber auch, daß durch sie im 16. Jahrhundert dem „allwissenden“ Bogda Sodnam Gyamtso der Titel Dalailama verliehen wurde. Da das mongolische *dalai*, das „Weltmeer“ (vgl. S. 68), aber nur eine Übersetzung des tibetischen Gyamtso ist, so handelt es sich nur um eine mongolische

*) Der Titel Kutuktu bedeutet überhaupt die hohen Kirchenfürsten der Lama-Hierarchie, etwa den „Kardinälen“ zu vergleichen.

Sanktion einer schon vorhandenen Bezeichnung, die eine außerordentliche Macht und Verehrung ausdrücken will. Dieser Großlama starb 1588, wurde aber nach dem Glauben des Volkes bereits 1589 wiedergeboren. Mit ihm beginnt nun die bis heut dauernde ununterbrochene Folge der Wiedergeburten des Dalailama.

Tibet als Vasall von China.

Der Dalailama Nawang Lobsang Vollendung der Theokratie.

Als Vollender der Macht der Dalailamas erscheint der sechste in ihrer Reihenfolge, Nawang Lobsang, der, bis dahin Großlama des Klosters Galdan bei Lhassa, 1643 seine Residenz auf dem alten Königshügel Srongdsan Gampos, dem Potala aufschlägt und von dort auch die weltliche Herrschaft über Tibet unbestritten ausübt. Der wesentlichste Schritt zur Sicherung derselben war eine energische Anlehnung an China. Hier war 1644 die Mingherrschaft, die nur vorübergehend auf Tibet hatte Einfluß ausüben können, durch die Mandschu gestürzt worden. Der kluge Priester sah wohl mit Recht voraus, daß der neuen Dynastie eine glänzende Entfaltung bevorstehe. 1650 reiste er selbst auf eine kaiserliche Einladung nach China und besuchte den damaligen ersten Mandschu-Herrscher Schizu. Dieser, der die Dienste des tibetischen Großlamas für eine spätere Niederwerfung der innerasiatischen Völker sowohl wie für die leichtere Beherrschung der stammfremden Chinesen ganz ebenso wie ehedem Kublaikhan zu schätzen wußte, überhäufte ihn mit Ehren und gewährleistete ihm auch seinerseits den Titel Dalailama.

Politische Stürme.

Der Großlama scheint damals ziemlich selbständig gewesen zu sein, wenn auch seine weltliche Gewalt noch einige innere Stürme, Widersetzlichkeiten weltlicher Nachkommen alter Fürstengeschlechter, zu bestehen hatte.

Im Jahre 1717 machten aber die Mongolen, vermutlich in Verbindung mit letzteren, noch einmal den Versuch, den

alten Einfluß über Tibet wieder herzustellen. Der Dsungarenfürst Zagan Araptan bricht in das Land ein, erreicht und erstürmt Lhassa und nimmt den Dalailama in Gewahrsam.

Angliederung Tibets an China.

Diese günstige Gelegenheit ließ sich der damals regierende bedeutendste aller Mandschu-Kaiser, der große Kanghsi, nicht entgehen. Er greift zugunsten Tibets ein, vertreibt 1720 die Dsungaren und befreit den gefangenen Kirchenfürsten. Von diesem Zeitpunkt an ist Tibet förmlich der Souveränität des chinesischen Kaisertums unterstellt. Zwar war diese Wendung wohl durchaus nicht ganz nach dem Geschmack des stolzen Klerus und ebensowenig der einheimischen weltlichen Adelsgeschlechter. Unruhen brachen in Lhassa aus; noch einmal versucht das alte tibetische Königtum seine Wiederherstellung. Allein sie wurden niedergeworfen und die Folge war die, daß von da, von 1750 ab, die chinesische Herrschaft und unter ihr die Theokratie des Dalailama völlig befestigt worden ist.

Die politische Verfassung von Tibet. Die chinesische Verwaltung.

China leitet seitdem die militärischen Angelegenheiten und die auswärtige Politik Tibets vollständig nach eigenem Ermessen. Repräsentiert wird die Autorität des chinesischen Kaisers durch einen, nach anderen Quellen zwei Residenten, die den mongolischen Titel Amban führen und dem Vizekönig von Szetschwan, der an das östliche Tibet angrenzenden Provinz des oberen Yangtsekiang, unterstellt sind. Sie haben noch eine Anzahl ziviler Unterbeamter und mehrere Truppenkommandanten, mit ebensovielen Garnisonen, die in besonderen Lagern zu Lhassa, Schigatse, Dingri und Lhari stationiert sind. Die Zahl der Truppen ist aber gering, nach Grenard [53]) im ganzen 1300—1400 Mann; die Beherrschung der Tibeter geschieht mehr durch die altgewohnte Überlegenheit der chinesischen Diplomatie als durch positive Machtentfaltung.

Die einheimische Verwaltung.

Die bürgerlichen und die kirchlichen Angelegenheiten überläßt China dagegen, formell wenigstens, von einem Bestätigungsrecht für die höheren Ämter abgesehen, vollständig den einheimischen Behörden. Und zwar liegt theoretisch die Gewalt ganz und gar in den Händen des Dalailama, der als absolut gilt. Doch bei der Heiligkeit seiner Person wird er selbst meist nur bei den wichtigsten Gelegenheiten mit Regierungssorgen behelligt, und die Leitung liegt — zumal da er so oft ein Kind ist — für gewöhnlich in den Händen eines Regenten oder Premierministers, mongolisch Nomekhan, tibetisch Gyalpo (der alte Königstitel) genannt.

Der Dalailama wird, wie wir erwähnten (S. 68), wenn er gestorben ist, unter den neugeborenen Kindern des Landes neu gewählt, angeblich auf Grund von übernatürlichen Zeichen, in Wirklichkeit durch ein Konklave von Kirchenfürsten, das anscheinend nur die Weisungen der chinesischen Gesandtschaft ausführt. Denn seit im Jahre 1792 der chinesische Hof eine goldne Urne für die Wahlhandlung geschenkt hat, soll noch kein Dalailama aus einer der Chinesen feindlichen Familie daraus hervorgegangen sein. Daß die Wahl immer auf Söhne der allervornehmsten Geschlechter fällt, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, daß diejenigen Berichterstatter, die den Dalailama gesehen haben, fast immer die besondere Feinheit und Vornehmheit seiner Gesichtszüge und seines Benehmens betonen.

Die Tendenz des Gyalpo oder Nomekhan, die Herrschaft ganz an sich zu reißen, liegt der Natur der Sache nach immer nahe und wird die Veranlassung zu inneren Reibungen, die dann ihrerseits den Chinesen erwünschte Gelegenheit geben, als oberste Instanz aufzutreten.

Sehr interessant treten diese Verhältnisse uns in Hucs *Souvenirs d'un voyage dans la tartarie etc.* entgegen. Der

Reisende kommt mit Gabet gerade zu einer Zeit nach Lhassa, wo der Nomekhan den Dalailama dreimal hintereinander ermordet hat, und, wie es scheint, nicht übel Lust zeigt, sich gegen die chinesische Macht aufzulehnen. Unter diesen Umständen ist soeben der chinesische Delegierte Kischan als Amban dorthin gesendet worden. Ohne reale Machtmittel, fast lediglich auf seine Klugheit angewiesen, weiß der gewandte Mann doch, den tibetischen Würdenträger durch blitzschnelles Handeln zum Geständnis zu bringen und ihn daraufhin seiner Macht zu berauben. In Hucs Darstellung tritt uns der Charakter dieses typischen, eleganten, kühl überlegenen und etwas ironischen chinesischen Diplomaten außerordentlich lebensvoll entgegen.

Dem Nomekhan stehen fünf tibetische Unterminister (Kalon) zur Seite, je einer für Justiz, Finanzen, Domänen, Inneres und Kultus. Der Nomekhan selbst ist in der Regel einer der Äbte der großen Klöster in der Umgegend von Lhassa. Die Mönche dieser sind wohl als die eigentlichen geistigen Leiter Tibets anzusehen.

Neben der geistlichen existiert auch noch immer eine erbliche Laienaristokratie, aus der ein Teil der großen Beamten genommen wird. Nach Grenard sind sogar einzelne geistliche und weltliche Sonderfürstentümer in das Dalailama-Reich eingesprengt, die nicht von dem Großlama, sondern direkt von China abhängen [54]). Das Volk lebt politisch rechtlos, in einer Art Hörigkeit gegenüber den großen Eigentümern.

Eine reguläre tibetische Armee gibt es nach dem letztgenannten Autor nicht, doch ist das ganze Volk als Miliz organisiert, ähnlich den Mongolen [55]). Nach Tsibikow dagegen hält der Staat ein stehendes Heer von 4000 Mann [56]).

Alle fünf Jahre sendet der Dalailama Tributgeschenke nach Peking, die aber in der Regel durch erheblich kostbarere

Die Grundlagen des chinesischen Einflusses.

erwidert werden. Das Interesse, welches China an der Beherrschung Tibets hat, liegt einmal in dem Handel, der fast ganz dorthin geht. Dann aber auch nach wie vor an dem Einfluß auf die ungezählten Millionen der Buddhisten Asiens, ein diplomatisches Verhältnis, das mit den Beziehungen zwischen dem Papsttum und der deutschen Kaisergewalt in den früheren Zeiten, wo sie als die mächtige Schutzherrin auftrat, einige Ähnlichkeit hat. In diesem Sinne entspricht es dem Vorteil des chinesischen Hofes, fremde Kultureinflüsse, die auf das seltsame religiöse und hierarchische Gefüge der Lamakirche zersetzend einwirken können, möglichst fern zu halten, und es erklärt sich daraus, daß die ohnehin im Charakter der chinesischen Politik liegende Abschließung gegen die Außenwelt in Tibet ganz besonders streng durchgeführt wird. Hier haben wir aber zugleich auch wohl den Punkt, wo die Interessen des Klerus sich mit denen der Chinesen decken. Auch jener wird fühlen, daß seine hierarchische Macht durch Eindringen fremder Ideen und Einflüsse nur leiden könnte, und die Priester haben wohl sehr richtig erkannt, daß die Natur ihres Landes und ihre einheimische Streitmacht doch kaum allein imstande gewesen sein würden, diese schroffe Abschließung durchzuführen, daß diese vielmehr ebenso wesentlich von Peking aus diplomatisch gewährleistet worden ist.

Aber auch mit den Waffen sind die Chinesen mehrfach für Tibet eingetreten. Als im Jahre 1792 der unruhige Stamm der Gurkhas, der sich der Gewalt in Nepal bemächtigt hatte, auch in Tibet einfiel, bis nach Schigatse, der Hauptstadt von Tsang, vordrang und sie plünderte, unternahmen sie in großem Stil einen Feldzug, der die Eindringlinge zurückwarf, bis nach Nepal verfolgte und nachdrücklich züchtigte. Ein zweiter, für dieTibeter zunächst ungünstig verlaufender Konflikt mit Nepal 1854—56 endigte mit einer wenigstens formellen Anerkennung der chinesischen Souzeräni-

tät auch über Nepal. Weniger erfolgreich war der Krieg gegen Kaschmir, dessen Herrscher Gulab Singh im Jahre 1834 die Provinz Gnari Khorsum erobert hatte. Es gelang den Chinesen nur einen Teil davon, das heute noch als das tibetische Gnari Khorsum bezeichnete Quellgebiet des Indus und Satledsch, wiederzuerobern, Ladak blieb in dem Vertrage von 1842 bei Kaschmir.

China hat es verstanden, die Tibeter vollständig in seinen geistigen Bann zu ziehen und ihm — wie übrigens bis vor kurzem allen Völkern Ost- und Innerasiens — die Überzeugung von der absoluten Überlegenheit des chinesischen Kaisertums zu geben. Als im Jahre 1893 bei Gelegenheit der Grenzregulierungen zwischen Tibet und Sikkim (s. unten) ein hoher tibetischer Beamter, ein besonders intelligenter Mann, in dem englischen Dardschiling weilte, hatte Waddell Gelegenheit, ihm zu erzählen, daß 1860 englische Truppen Peking besetzt hätten. Der Tibeter konnte nicht überzeugt werden, daß es sich um etwas anderes als einen Scherz handele, und sagte: „vielleicht hat euer General berichtet, daß er Peking eingenommen habe, aber er ist sicher nicht dorthin gekommen, denn so etwas ist ganz unmöglich.“ [57])

Lockerung des Verhältnisses.

Erst in allerjüngster Zeit scheint doch auch nach Tibet trotz aller suggestiven Kunst der Chinesen die Erkenntnis durchgedrungen zu sein, daß China nicht mehr das ist, was es zur Zeit der großen Mandschu-Kaiser Kanghsi und Kiënlung war. Die klägliche militärische Ohnmacht und die Unzulänglichkeit der Verwaltung gegenüber den Anforderungen der modernen Weltentwickelung, wie sie sich im japanisch-chinesischen Kriege und in den Wirren von 1900 01 offenbart hat, ist auch wohl den Machthabern in Lhassa klar geworden. Gleichzeitig auch das gewaltige, anscheinend unwiderstehliche Emporwachsen einer neuen asiatischen Weltmacht, derjenigen des weißen Zaren im fernen, mit dem Ruf

fabelhafter Pracht und Reichtumsfülle umgebenen Moskau und St. Petersburg, zumal da diesem neuen Reiche ebenfalls buddhistische Völker angehörten, die Wallfahrten nach Lhassa unternahmen. Es ist nicht ohne innere Wahrscheinlichkeit, daß der Dalailama den Gedanken faßte, anstelle der morsch gewordenen Stütze der Mandschu-Dynastie eine neue am Zarenhofe zu finden.

Die angebliche Annäherung an Rußland.

Nach neuerdings mehrfach lautgewordenen Auffassungen[38]) handelt es sich sogar schon um die vollzogene Tatsache eines Übergangs ins russische Lager. Hiernach wurde, als Kanghsi 1720 Tibet dem chinesischen Reiche angliederte, zwischen Papst und Kaiser ein förmliches Konkordat geschlossen, nach welchem die buddhistische Kirche sich verpflichtete, all ihren Einfluß für die weltliche Macht der Mandschu-Dynastie einzusetzen, während diese ihrerseits den Besitzstand Tibets und die Integrität der inneren Verwaltung durch den Dalailama gewährleistete. Dieses Konkordat soll 1891 vom Dalailama dem Pekinger Hofe gekündigt worden sein. Als *casus violati foederis* wurde die ungenügende Verteidigung der tibetischen Ansprüche auf Sikkim in dem tibetisch-angloindischen Konflikte (siehe unten S. 127ff.) herangezogen. Seit 1892 wurden keine Tributsendungen mehr nach Peking gerichtet, dafür aber durch den Bischof der zum russischen Reiche gehörigen buddhistischen Buriäten am Gäna-See unweit Kiachta, der zugleich Mitglied des lamaistischen Klerus und russischer Staatsbeamter ist, in Rußland nahegelegt, daß der Dalailama einen kräftigeren Beschützer als den Mandschu-Kaiser zu haben wünsche. Im November 1900 überbrachte der tibetische Lama Daltiew, seit 1897 Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten in Lhassa, bei jenem viel bemerkten Besuch in Livadia dem gegenwärtigen Beherrscher von Rußland die Geschenke, durch welche die Würde des buddhistischen kaiser-

lichen Schutzherrn von dem konfuzianischen Mandschu auf den orthodox-christlichen Zaren übertragen wurde. Durch russische Machenschaften mit Hülfe des bekannten chinesischen Diplomaten Yunglu soll dies neue Verhältnis auch in Peking durch einen Geheimvertrag zwischen Rußland und China bestätigt worden sein.

Die Richtigkeit dieser Darstellung mag fraglich erscheinen, da z. B. noch 1893, also nach der angeblichen Lösung des Verhältnisses mit China, von einer chinesischen Grenzkommission über die Sikkim-Grenze mit der britischen Regierung verhandelt wurde, und da auch bei dem gegenwärtigen Konflikt immer noch von den chinesischen Ambans in Lhassa die Rede ist. Auch daß noch im Sommer des Jahres 1901 Sven Hedin, der mit besonderen Empfehlungen des Zaren von Rußland reiste, ebenso unbeugsam von Lhassa ferngehalten und rückwärts komplimentiert wurde, spricht dagegen. Er selbst erklärt sich in einem soeben erschienenen Aufsatz energisch gegen die Existenz eines Vertrages zwischen Tibet und Rußland.[59])

Allein, daß wenigstens eine Annäherung Tibets an Rußland in den letzten Jahren tatsächlich bedeutsam im Gange war, daran kann nicht gezweifelt werden. Die Deputation von Livadia und die Geschenke des Zaren sind durch den Zaren durch prachtvolle Gegengeschenke erwidert worden. Es sollen sich dabei auch große Quantitäten von Gewehren befunden haben. Ekai Kawagutschi, der Japaner, der neuerdings längere Zeit in Lhassa weilte, (s. S. 22) hat sie gesehen. Sie sind nicht allerneuester, aber doch moderner Konstruktion.[60]) Auch er berichtet, daß ein Vertrag zwischen dem Dalailama und dem Zaren geschlossen worden sei. Es herrschte nach ihm in Tibet die Vorstellung, daß der Zar eine Persönlichkeit mit den mystischen Eigenschaften buddhistischer Bodhisatwas sei und daß man bei einem Konflikt mit dem gefährlichen indo-

britischen Nachbar sich auf ihn verlassen könnte. Den gegenwärtigen Dalailama schildert er, wie wir schon erwähnten, als eine begabte Persönlichkeit mit hochfliegenden Zielen.

Aus anderer Quelle, vonseiten einer Persönlichkeit, die lange Jahre in bedeutender Stellung in britischen Diensten an den Nordgrenzen des Reiches wissenschaftlich tätig gewesen ist, hörte ich persönlich vor kurzem, daß man in Kreisen der englisch-indischen Regierung sogar die Überzeugung habe, es seien bereits russische Offiziere in Lhassa und hätten begonnen, die tibetischen Truppen europäisch zu instruieren.

Auch dies letztere mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls ist soviel doch wohl trotz aller amtlichen Ableugnungen sicher, daß man in Rußland für die großasiatischen Zukunftspläne eine engere Verbindung mit Tibet sehr wohl — vom russischen Standpunkt durchaus richtiger Weise — in Rechnung gezogen hat und daß es andererseits für England Zeit war — mit demselben Recht — einzugreifen, wenn es den Anschluß Tibets an die russische Machtsphäre in irgend einer Form hindern wollte.

IX.

Tibet und England.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Erste Anknüpfungen unter Warren Hastings.

Die ersten Bestrebungen der Engländer, von Indien aus mit Tibet in Beziehung zu treten, gehen, wie früher erwähnt (s. S. 12), auf Warren Hastings (Gouverneur von Bengalen 1772, General-Gouverneur von Britisch-Indien 1774—85) zurück, der mehrere Gesandschaften an den Taschilama von Schigatse absendete. Ein vielversprechender Briefwechsel entspann sich, der auf Einleitung eines freundschaftlichen Handelsverkehrs hinzielte. Allein als Hastings 1785 seinen Posten verließ, wurden diese Ansätze nicht weiter gepflegt, Bald trat vielmehr nach der mehrfach berührten Niederwerfung der Gurkhas 1792, deren Einfall nach Tibet von Hastings Nachfolger begünstigt worden war, durch die Chinesen der völlige Abschluß der tibetischen Grenzen ein.

Ein Jahrhundert Pause.

Für fast ein Jahrhundert ruhte seitdem jeder Versuch einer Wiederanknüpfung vonseiten der Engländer. Ein wenig bedeutender Handel wurde über Kaschmir, Nepal und Bhutan unterhalten, allein direkte Beziehungen fehlten gänzlich. Daß aber immerhin die Möglichkeit künftiger Vermittelungen mit Tibet nicht aus dem Auge gelassen wurden, geht schon allein aus der geheimen Auskundschaftung Tibets durch die seit den sechziger Jahren unablässig verfolgte Entsendung der indischen Pandits (vgl. S. 18) hervor.

England wird Grenznachbar. Der Erwerb von Sikkim.

Ebenso gelang es England, seine politischen Grenzen mehrfach unmittelbar bis an die tibetischen vorzuschieben. So geschah das dadurch, daß der westliche Teil der Provinz Gnari Khorsum, Ladak, 1842 zu Kaschmir kam. Über diese Gegenden war jedoch die Verbindung mit Tibet für praktische Zwecke ein zu schwieriger. Ungleich geeigneter war die allmähliche Einverleibung des kleinen Himalaya-Staates Sikkim.

Diesem, als der Basis für die gegenwärtigen englischen Bestrebungen, müssen wir eine nähere Aufmerksamkeit widmen. (Vgl. die Karte zu Seite 81.)

Sikkims Landschaft.

Sikkim ist das im Norden von Kalkutta zwischen Nepal und Bhutan gelegene schmale Gebiet der südlichen Himalaya-Abdachung, das man als das Quellbassin des zum Brahmaputra strömenden Tista bezeichnen kann. Von dem erhabenen Firstkamme des großen Himalaya-Kettenzuges, der Sikkims Nordgrenze bildet, springen zwei gewaltige Gebirgsausläufer nach Süden vor; der eine, westliche trägt neben anderen Bergriesen den majestätischen Kandschindschinga. Dieser meridionale Rücken bildet die Grenze gegen Nepal. Der östliche, der den Namen Tschola-Kette trägt, ist zwar nicht von ebenso hervorstechenden Gipfeln gekrönt, giebt aber doch einen ähnlich gewaltigen Randwall ab. Er sondert seinerseits Sikkim von dem östlich davon gelegenen Tschumbi-Tal, das in seinem oberen Teil zu Tibet gehört, weiter nach unten zu Bhutan. So ist Sikkim mit einem riesenhaften Hufeisen von Hochgebirgsketten umgeben. Wenige Pässe führen nur hinüber. Die wichtigsten, die nach Tibet leiten, nannten wir schon (S. 81 ff). Das Innere des Gebiets ist ein labyrinthisches Gewirr scharfrückiger, von den Randketten herabziehender Gebirgskämme und tief eingerissener Talfurchen. Die Tista greift mit zahlreichen Nebenarmen blattrippenartig nach den Seiten zwischen sie hinein. In den Hochtälern ihrer nördlich-

sten Quellfäden, dem Latschen und Latschung, die bis hart an den Fuß der massenscheidenden Hauptkette heranführen, herrscht schon strenger Hochgebirgscharakter. Weiter nach Süden eine Landschaft von wunderbarer Eigenart und bezaubernder Schönheit. In den Gründen der tiefen Talrinnen tropisch brütende Wärme, an den überaus steilen Gehängen der inneren Gebirgskämme eine wundervolle Waldvegetation, genährt von den üppigen Regen des indischen Monsuns, den die riesige Bergmuschel der großen Randgebirge Sikkims abfängt. Die messerscharfen Rücken der Kämme sind auch in der guten Jahreszeit wochenlang von brauendem Gewölk umlagert, sodaß ein dicht wucherndes Gehänge von Schlingpflanzen und herrlichsten Orchideen die Äste der Riesenbäume überdeckt und die Feuchtigkeit in Tropfen aus den Moosbärten herniederträufelt. Wenn sich aber dann die Wolken verziehen, so liegt für den Blick dort oben ringsher in einer überwältigende Herrlichkeit, schneeleuchtend, die erhabenste Hochgebirgswelt der Erde.

Sikkims Bewohner Tibets kultureller Einfluß.

Die einheimischen Bewohner Sikkims, die Leptscha, sind ein mongolisches Volk, das den Tibetern nahe verwandt und vermutlich eine sehr alte, in unbestimmter Vorzeit über den Himalaya vorgeschobene Kolonie südtibetischer Stämme ist. Noch heut ist ja, wie wir früher gesehen haben (s. S. 83) die periodische Hin- und Herwanderung tibetischer Hirten über die Himalaya-Pässe im Gange. Die Gründung ihres heutigen Reichs und ihrer Kultur hängt mit der lamaistischen Missionierung von Tibet aus zusammen. Bei der großen Reformation durch Tsongkapa wanderten einige Lamas der unterliegenden Rotmützensekte hierher aus. Sie gewannen durch ihre überlegene Bildung rasch Einfluß, bekehrten das Volk zum buddhistischen Glauben und machten einen ihnen ergebenen Mann tibetischen Stammes zum Fürsten von Sikkim, dessen Familie noch heute dort regiert. Als dann

in Tibet selbst der Gegensatz zwischen den beiden Sekten gemildert wurde, knüpften die Lamas von Sikkim mit dem siegreichen Haupt der Gelbmützen, dem Dalailama, engere Beziehungen an, sodaß heute auch für die Kirche von Sikkim hierarchisch die oberste Instanz der große Heilige von Lhassa ist. Zahlreiche Klöster ganz tibetischen Kults sind in den Berg- und Waldwildnissen Sikkims verstreut, meist in prachtvoll romantischer Lage. Das nationale Hauptkloster ist das berühmte, im 18. Jahrhundert gegründete Pemiongtschi, nördlich von Dardschiling, in 2000 Meter Höhe kühn auf einem scharfgeschnittenen Bergrücken thronend; ein eindrucksvoller Bau, dessen mächtig ausladendes Dach der Stürme halber mit Ketten an den Boden befestigt ist. Ungleich gewaltiger noch als in Dardschiling ist der Blick von hier aus auf die fast doppelt so nahen Riesen der Kandschindschinga-Gruppe. [61])

Im Laufe der Zeit knüpften sich die kulturellen Bande mit Tibet immer enger. Wolle, Seide chinesicher Ziegeltee und allerlei Luxusartikel wurden von dort bezogen; die einheimischen Landesfürsten, deren Titel das tibetische *Gyalpo* ist, heirateten tibetische Frauen, das Tibetische ward Hofsprache; zuletzt residierte der Hof, um den schweren Monsun-Regen zu entgehen, zeitweilig im Tschumbi-Tal, auf tibetischem Staatsgebiet. Trotz alledem bestand, wenigstens nach den englischen Quellen, denen ich hier folge [62]), ein politisches Abhängigkeitsverhältnis Sikkims zu Tibet nicht.

England schützt Sikkim gegen die Gurkha.

England erhielt die erste Gelegenheit, sich in die Verhältnisse von Sikkim zu mischen, durch einen kriegerischen Einfall der ewig unruhigen Gurkhas von Nepal, die 1814—17 das Ländchen besetzt hielten. Die Britten intervenieren, stellen die Selbständigkeit des Fürsten wieder her und erlangten dadurch zunächst eine Art moralische Schutzherrenstellung in Sikkim.

England „pachtet“ Dardschiling.

Parteien, die damit unzufrieden waren, erregen aber bald daranf in Verbindung mit Nepal neue Unruhen, die England den willkommenen Anlaß zu neuem Eingreifen geben. Diesmal muß Sikkim die Rechnung teurer bezahlen. Es muß in die pachtweise Abtretung des Ortes Dardschiling und eines kleinen Bezirks seiner Umgebung willigen, wo die Gesundheitsstation für das Gouvernement Bengalen errichtet werden soll. Rasch erwächst hier in der Bergwildnis eines der schönsten und elegantesten Alpenstädtchen der Welt und zugleich eine Hochwarte Englands für die Grenzlande des mittleren Himalaya.

Annexion des südlichen Sikkim.

Die Veranlassung, diesen Besitzkern zu erweitern, ließ auch nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1850 nahm der englandfeindliche Premierminister von Sikkim den Gouverneur von Dardschiling, Campbell, und den Gelehrten Dr. Hooker auf einer Forschungsreise im Hochgebirge an der Grenze von Tibet gefangen. Dies wurde mit einer Annexion des gesamten südlichen Sikkim bis an den Nebenfluß der Tista, Randschit-Rummam, heran geahndet. Letzteres wurde zum Bezirk von Bengalen geschlagen, Dardschiling durch eine kühne Bergbahn mit dem Tieflande verbunden, das ehemalige Urwaldgelände von englischen Teepflanzern kultiviert, der freie Verkehr eröffnet, das Land durch Straßen erschlossen, kurz ganz dem englischen Reiche angegliedert. Der nördliche Teil mit der Landeshauptstadt Tumlong behielt einstweilen noch seine Unabhängigkeit.

Mediatisierung des nördlichen Sikkim.

Auch das dauerte jedoch nicht lange. Grenzzwischenfälle, die Klage, daß Sikkim ein Asyl für Übeltäter bilde u. a. m., führten 1860 zu einem Einmarsch der Engländer und einer Mediatisierung des Fürsten im Vertrage von Tumlang 1861. Er blieb, in der Weise wie die indischen Fürsten, im Besitz seines Thrones und Landes, erkannte aber Englands Oberhoheit an und erhielt ein Jahresgehalt (seit 1873 im

Betrag von 12000 Rupien, was die Kleinheit und Ärmlichkeit der Verhältnisse gut charakterisiert). Die Zollgrenze gegen Bengalen wurde abgeschafft, England berechtigt, nach Belieben Straßen im Lande zu bauen und Rasthäuser (Dak-Bungalows) für seine Beamten anzulegen, der Fürst hob die bis dahin übliche Sklaverei auf und verpflichtete sich, den größten Teil des Jahres nicht mehr im tibetischen Tschumbi-Tal, sondern in Tumlong zu residieren.

Tibet wird aufmerksam.

Bis dahin hatte sich Tibet gegen alle diese Vorgänge ganz teilnahmlos verhalten. Als jetzt nun aber die Engländer auch im nördlichen Sikkim anfingen, ihre Straßen und Brücken zu bauen, als englische Landesvermesser öfter an den Grenzpässen gesehen wurden und verlautete, sie wollten Handelsstraßen nach Tibet herstellen, wurden die Behörden von Lhassa mißtrauisch. Der chinesische Amban richtete einen ziemlich hochfahrenden Brief an den Gyalpo von Sikkim, des Inhalts, wenn er fortfahre, für die Fremden Straßen in seinem Lande zu bauen, die darauf hinzielten, eine Verbindung mit Tibet anzubahnen, so würde es ihm schlecht gehen. Das alte Lamareich wünsche energisch, in Ruhe gelassen zu werden von den europäischen Handelsleuten.

Trotzdem setzte England unbeirrt seine großartigen Straßenanlagen fort. Besonders wurde, unter schwierigen Sprengungen, eine treffliche Heerstraße vom Tista-Tal nach dem Dschelep-Paß hinauf geführt.

Englands erster Versuch einer Mission nach Lhassa.

Nach all diesen Vorbereitungen nahm die britisch-indische Regierung dann, rund hundert Jahre nach Turners Reise, den Versuch einer kommerziellen Anknüpfung mit Tibet wieder auf. Anfang der achtziger Jahre reiste der Finanzsekretär der britisch-indischen Regierung Colman Macaulay nach Peking und erwirkte sich dort die Erlaubnis einer Mission nach Lhassa, wo er persönlich mit den dortigen Behörden über die Anlage einer Handelsstraße durch das Latschen-Tal und die Pro-

vinz Tsang verhandeln wolle. Im Jahre 1886 brach er dann von Dardschiling mit kleiner Eskorte auf und gelangte bis zur tibetischen Grenze am Kongra-Paß. Hier ergaben sich jedoch Schwierigkeiten; die tibetischen Behörden erhoben Einspruch gegen seine Weiterreise, und der chinesische Hof ließ durchblicken, daß er eine gewaltsame Überwindung dieses Widerstandes ungern übernehmen würde. Damals bestand in Europa, auch bei den Engländern, immer noch ein Rest der aus den achzehnten Jahrhundert ererbten großen Meinung von der Macht des chinesischen Reiches, und da um diese Zeit infolge der Einverleibung von Burma Grenzregulierungsfragen zwischen Indien und China schwebten, so verzichtete die Regierung in Kalkutta auf die Durchführung des Macaulayschen Tibet-Mission.

Feindlicher Einfall der Tibeter nach Sikkim

In dem verschlossenen Lande, über dessen innere Vorgänge wir ja bis heute nur dunkle Vermutungen fassen können, scheint dieser Schritt Englands als Schwäche aufgefaßt worden zu sein und den Groll gegen die unwillkommenen Dränger zur Reife gebracht zu haben. Vielleicht spielen auch bei den nun folgenden Vorgängen noch innere religiöse Ereignisse mit, die wir nicht kennen. Jedenfalls schickte die Lama-Regierung noch im selben Jahre 1886 plötzlich Truppen über den Dschelep-Paß, die Lingtu, eine die Straße zum Paß beherrschende Höhe, zwölf englische Meilen westlich der Grenze, besetzten und befestigten. Unter dem Einfluß von Lhassa erklärte der Fürst von Sikkim, als er die Tibeter zum Rückzug über die Grenze veranlassen soll, jetzt plötzlich, er sei von alters ein Vasall Tibets. Eine diplomatische Vorstellung der britisch-indischen Regierung in Peking blieb praktisch erfolglos, ein Ultimatum an die Tibeter in Lingtu ebenfalls, und so entschloß sich England, nachdem dies Spiel bis zum Anfang 1888 gedauert hatte, zu einem militärischen Vorgehen.

Der tibetisch-englische Grenzkrieg von 1888.

Dieser erste kleine englische Grenzkrieg mit Tibet dauerte vom März bis September 1888, und sein Verlauf ist für die gegenwärtigen weiterreichenden Operationen von vorbildlichem Interesse.

Eine zunächst nicht sehr bedeutende engliche Truppe wurde unter dem General Graham auf der neuen Straße zum Dschelep-Paß entsendet, um die von den Tibetern geschickt gewählte Position von Lingtu zu nehmen. Inzwischen hatten diese hier einen Wall und Palisaden über die Straße gezogen und letztere selbst teilweise zerstört. Felsblöcke und Baumstämme waren an steilen Punkten oberhalb des Weges aufgehäuft, mit Vorrichtungen, sie auf die Angreifer herunterzurollen. Im raschen Ansturm gelingt es indeß den Engländern leicht, diese mittelalterlich primitiven Befestigungen, die von den Tibetern z. T. mit Schleudern und Bogen verteidigt werden, zu nehmen; 32 Tibeter werden getötet.

Keineswegs aber schreckte, wie man erwartet hatte, diese Niederlage die Lamaregierung in Lhassa ab. Im Gegenteil, neue Truppen wurden über den Dschelep-Paß entsendet, sodaß die Engländer sich bei Gnathong, etwas oberhalb von Lingtu, in 12000 m Höhe über den Meerespiegel, ihrerseits befestigen und auch Verstärkungen nachziehn mußten. Im Mai griffen die Tibeter selbst diese Verschanzungen mit großem Mut an und wurden erst nach schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Auch jetzt indessen zeigt man in Lhassa noch keinerlei Neigung zum Frieden, die Truppenverstärkungen dauerten fort. Bei der entscheidenden Schlacht im September standen zuletzt etwa 11000 Mann den Engländern gegenüber, die nur etwa 2000 Mann — z. T. Gurkha-Truppen — stark waren. In einer einzigen Nacht warfen hier die Tibeter unmittelbar oberhalb von Gnathong einen riesigen Steinwall von Brusthöhe und 4—5 Meilen Länge auf, der technisch eine fast unbe-

greifliche Leistung und doch geräuschlos wie durch Zauberei hergestellt war. Unkundig der Mittel moderner Kriegskunst jedoch lediglich zu ihrem Schaden, denn sie zerdehnten ihre Macht als Besatzung dieses ganzen Walles zu einer langen, schwachen Linie. Auch bestand diese Truppe fast nur aus ungedrillter, jämmerlich bewaffneter Miliz, die von den Mönchen in ungeordneten Massen über den Paß geworfen war, und so endigte der Sturm durch die Engländer mit einer überaus schweren Niederlage der Tibeter, die etwa 1100 Mann verloren, während auf englischer Seite die Verluste sehr gering waren.

Der Vertrag von 1890.

England hatte damals keine Neigung, den durch die Transportschwierigkeiten schon über Erwarten kostspieligen Gebirgskrieg nach Tibet selbst hinein zu tragen; es ließ sich daher auf Verhandlungen ein — bei denen jetzt plötzlich China wieder als Vormacht Tibets hervortrat.

Zwischen dem damaligen Vizekönig von Indien, Lord Lansdowne, und dem kaiserlich chinesischen Residenten von Lhassa wurde — unter völliger Übergebung der einheimischen Behörden von Lhassa — in Dardschiling der Vertrag von 1890, ratifiziert 1893, vereinbart, der in der Hauptsache folgendes enthält: China erkennt förmlich die Oberhoheit Englands über Sikkim an. Beide Staaten erklären, die Grenze respektieren und ihre Verletzung ahnden zu wollen. Auch soll der Handelsverkehr zwischen Tibet und Indien erleichtert werden. Die infolge der nomadisierenden Lebenweise der Grenzbewohner bestehenden Unklarheiten über die Weidegerechtigkeit im oberen Sikkim (vgl. S. 83) sollen beseitigt werden. Die nähere Erläuterung und praktische Ausführung dieser Punkte, insbesondere die genauere Bestimmung und Markierung der in den Hochgebirgsgegenden der vielfach unsicheren Landesgrenze, wird einer Kommission von Vertretern der chinesischen Regierung in Tibet und der englischen in Indien übertragen, die binnen

eines halben Jahres nach Abschluß der Verhandlungen zusammentreten sollte.

Die Tibeter waren, wie sich leicht denken läßt, über den ganzen Verlauf der Angelegenheit äußerst aufgebracht gegen China. Dies hatte wiederum zur Folge, daß die chinesische Regierung die Kommissionsverhandlungen mit altbewährter Zauderkunst ziemlich ergebnislos im Sande verlaufen ließ. Die zweifelsfreie Festlegung der Grenze unterblieb, ebenso die Lösung der Weidefrage; die vereinbarte Eröffnung eines Marktes in Yatung auf der tibetischen Seite des Dschelep-Passes — seit dem 1. Mai 1894 begann von chinesischer Seite hier eine offizielle Handelsstatistik — wurde dadurch illusorisch gemacht, daß die Regierung von Lhassa ihren Untertanen die Niederlassung dort verbot.

Englands Handel mit Tibet.

Ein wenig lebhafter entwickelte sich der Handel nach und nach allerdings. Nach dem vor kurzen veröffentlichten englischen Parlamentsbericht[63]) hatte die Einfuhr von Indien nach Tibet*) folgende Werte:

1890—91	=	401 740	Rupien	1897—98	=	925 772 Rupien
1891—92	=	476 112	„	1898—99	=	1 270 398 „
1892—93	=	507 921	„	1899—1900	=	1 278 856 „
1893—94	=	607 207	„	1900—01	=	1 012 619 „
1894—95	=	652 455	„	1901—02	=	1 134 271 „
1895—96	=	683 261	„	1902—03	=	1 152 672 „
1896—97	=	553 930	„			

Die Gesamtbeträge sind also sehr bescheiden; es läßt sich jedoch, mit unbedeutenden Rückschlägen, eine Steigerung bis zu dem Jahre 1900 erkennen. Den Hauptanteil des

*) Die Zusammenstellung sondert nicht den über Sikkim und den auf anderen Wegen gehenden Handel, doch scheint das letztere verhältnismäßig wenig in Betracht zu kommen.

Einfuhrwerts nach Tibet machen in den ersten Jahren Korn und Hülsenfrüchte aus, mit 1—200000 Rupien an Wert. Fast gleichbleibend erhält sich dieser Artikel während all dieser Jahre bis zum Ende auf dieser Wertstufe, nur einmal im Jahrgang 1897—98, schnellt er auf 643790 Rupien hinauf. Bald läuft aber die Kategorie der Baumwollen-Erzeugnisse ihm den Rang ab, sie steigt im Laufe der Periode von rund 100000 R. pro Jahr auf rund 370000. Am nächsten an Wert kommen dann Wollwaren, deren Wert von rund 38000 auf 128000 Rupien im Jahre anwächst. Von geringerer Bedeutung sind: Färbe-Mittel, Metalle, Zucker, Tabak und andere Artikel, am geringsten ist lange Zeit der Import von Seide, nur 970 R. im Jahrgang 1898—99; im letzten hat er 50173 R. Wert. Seinen beträchtlichen Seidebedarf deckte Tibet eben nach wie vor aus dem alten Seidenlande China. Noch konservativer verhielt es sich inbezug auf den Tee, den das Land seit alters in ungeheuren Mengen in Gestalt des minderwertigen gepreßten Ziegeltees aus China einführt. Es ist noch nicht gelungen, daneben dem indischen Tee Eingang zu verschaffen.

Interessanter noch ist die Übersicht der Ausfuhr aus Tibet. Auch hier seien zunächst die Gesamtwerte für die einzelnen Jahre zusammengestellt:

1890—91 =	777128	Rup.	1897—98 =	1231485	Rup.
1891—92 =	1018307	„	1898—99 =	1669439	„
1892—93 =	1041935	„	1899—1900 =	1618416	„
1893—94 =	1246158	„	1900—01 =	1519295	„
1894—95 =	1452560	„	1901—02 =	1838154	„
1895—96 =	1271854	„	1902—03 =	1990229	„
1896—97 =	1404556	„			

Die Vergleichung ergibt, daß der Wert der Ausfuhr aus Tibet nach Indien durchweg größer gewesen ist, als der

der Einfuhr, und da Tibet als minderkultiviertes Land fast ausschießlich Rohprodukte ausführte, Indien dagegen zum großen Teil Industrie-Erzeugnisse, so muß die Quantität der tibetischen Ausfuhr die der indischen in noch größerem Verhältnis überwogen haben. Vielleicht erklärt sich dies daraus, daß eben die künstlichen Grenzschwierigkeiten nur bei dem Verkehr nach Tibet bestehen, nicht umgekehrt.

Die Erzeugnisse, die Tibet ausführte, waren lebende Tiere, rohe Wolle, Borax, Moschus, Salz und einige wenige andere Artikel, die in der Zusammenstellung nicht spezialisiert werden. Unter den lebenden Tieren wiegen der Zahl nach die Schafe und Ziegen vor, die von den Tibetern auf den Markt von Dardschiling gebracht wurden. Ihre Anzahl ist seit dem ersten Jahre der Liste von 8120 auf 31 735 Köpfe gestiegen. (Die Werte sind 25485 und 80712 Rupien). Dem Ertrag nach werden sie etwas übertroffen durch Pferde und Maultiere, deren Zahl von 609 im Wert von 49600 R. auf 1227 im Wert von 83393 R. angewachsen ist.

Der Wert des Borax stieg von 89962 auf 345613 R., der Moschus von 16091 auf 114928 R., Salz von 118269 auf 179134 R. In erster Linie steht die Wolle, die mit 351163 Rupien einsetzt und bis auf 1038283 R. steigt.

Über das Gold von Thok Dschalung und anderen Goldfeldern, das ja größtenteils über Gartok auch nach Indien abfließen soll, gibt die Liste leider keine Rechenschaft.

Alles in allem ist der Handel mit Tibet bisher recht unbedeutend. Trotzdem mahnen die englischen Kenner seit Jahrzehnten energisch, die Entwickelung dieses Verkehrs zu fördern. Man erwartet, daß Tibet sich noch in ganz anderer Weise als Markt für die englische Industrie auswachsen wird, und daß umgekehrt insbesondere die feinen Wollen der tibetischen Herden für diese eine große Zukunftsbedeutung

haben. Vor allen aber stehen im Hintergrunde die Hoffnungen auf Tibet als künftiges Goldland.

Sikkim am Ende der neunziger Jahre.

Als der Verfasser im Anfang 1898 im „Independent Sikkim" reiste, wie der unter dem dem einheimischen Fürsten verbliebene Teil des Gebiets immer noch genannt wird, mußte er vorher in Dardschiling die Erlaubnis des betreffenden Deputy-Commissioners einholen, dabei seine Reiseroute genau angeben und sich verpflichten, nicht davon abzuweichen, insbesondere nicht ein Eindringen nach Tibet zu versuchen. Als Grund dafür wurde angegeben, daß die englische Regierung jedes Erwecken von Mißtrauen bei den Tibetern vermeiden wolle, um den Handel mit diesem Lande zu entwickeln.

Sobald man nördlich von Dardschiling den Randschit-Rummam, die Grenze des „unabhängigen" Sikkim überschritt, verschwanden die Teekulturen, die Dardschilings Berggehänge bedecken, und das Waldland in ursprünglicher Gestalt mit spärlich verstreuten Ansiedelungen und romantischen Klöstern begann. Staunend traf der Reisende aber auch in diesen Gegenden vorzügliche Straßenanlagen, Drahtseilbrücken von eleganter Konstruktion, mit der die Wildwasser überspannt waren, und andere Zeichen der englichen Erschließungsarbeit. Sie erschienen schon damals für das dünn bevölkerte, arme Gebiet allein viel zu kostspielig und großartig und wiesen auf große Zukunftspläne hin.

Die gegenwärtige Expedition.

Wahl des gegenwärtigen Zeitpunkts.

Zwei Ursachen dürften vorzugsweise dazu beigetragen haben, daß England jetzt den Zeitpunkt zum energischen Vorgehen gegen Tibet für gekommen gehalten hat. Die eine ist negativ: Die Scheu vor der alten Schutzmacht China ist durch die kläglichen Niederlagen der Chinesen im japanisch-chinesischen und im Boxer-Kriege geschwunden. Die

andere positiv: Die Nachrichten von den Anknüpfungen Rußlands mit Tibet haben England die ernste Gefahr vor Augen gerückt, daß der große Rival um die Vorherrschaft in Asien maßgebenden Einfluß in Tibet gewann. Ein dritter Umstand trat nach Beginn der Aktion als wichtige Triebkraft hinzu, die für England so ungemein günstige — vielleicht von ihm lange vorausgesehene — Verwickelung Rußlands in den östlichen Krieg.

Die politische Richtigkeit des Vorgehens.

Eine Anlehnung Tibets an das Zarenreich durfte England unter keinen Umständen ruhig mit ansehen. Man hat vielfach, auch in gediegenen Zeitschriften, wie dem „Ostasiatischen Lloyd", es für unverständlich erklärt, wenn England von einer Besetzung Tibets durch Rußland eine Gefahr für Indien befürchte, denn die wahre uneinnehmbare Verteidigungsmauer des indischen Reiches sei die große südliche Himalaya-Kette mit ihren leicht zu verteidigenden Pässen. Das ist aber sehr kurz gedacht. Abgesehen davon, daß dann eine kostspielige Bewachung und Befestigung aller Pässe notwendig werden würde, läge in der widerstandslosen Überlassung Tibets an die große feindselige Macht eine moralische Einbuße für England von ernstester Bedeutung. Englands Herrscherstellung in dem Dreihundertmillionen-Reich Indien selbst ist, wie jeder Kenner weiß, eine ungemein schwierige, die nur durch eine unerhörte diplomatische Kunst aufrecht erhalten wird; ehrgeizige Fürsten, fanatische Völker, geheime Strömungen verschiedenster Art sind unausgesetzt mit der größten Sorgfalt zu beobachten, denn sie geben dem Lande den Charakter eines beständig in den Tiefen grollenden Vulkans. Nichts aber würde auf diese Faktoren aufreizender wirken, als wenn sich der russische Koloß, in dem, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, vielfach ein Befreier erblickt wird, derart unmittelbar vor den Toren Indiens festsetzen dürfte.

Man hat dann ferner gesagt, es sei ohnehin durchaus unmöglich, daß Rußland eine positive Truppenmacht über die großen nördlichen Hochflächen nach dem bewohnten Süden Tibets vorschieben und damit das Land okkupieren können. Auch Hedin hat sich neuerdings in einem überaus warmherzig und temperamentvoll gegen das englische Vorgehen aussprechenden Aufsatz in diesem Sinne ausgedrückt. [64]) Allein man vergißt, daß dies in ganz allmählichem Vorschieben, wenn die Regierungen in Lhassa oder Peking es unterstützten, doch nicht so unmöglich wäre, ebenso daß auch schon europäische Instruktion und Bewaffnung der Tibeter selbst durch russische Sendlinge für England unangenehm genug wirken könnten.

Nein, es ist von englischem Standpunkt aus politisch vollkommen richtig gedacht, daß Tibet, nach Lord Curzons richtigem Ausdruck das Glacis vor dem großen Festungswall des Himalaya, unbedingt in keinen andern als englischen Händen sein darf. Haben die Engländer dort die Macht, dann allerdings ist die Überschreitung der von Zentralasien nach Indien führenden Hochflächen für jeden Feind unmöglich.

Also: Tibet im Besitz der Russen würde mindestens eine stete Beunruhigung, Tibet in dem der Engländer eine absolut uneinnehmbare Grenzburg für Indien sein.

Ob die Form dieser Angliederung Tibets an England nun eine direkte Annexion, ob es die Einsetzung eines Residenten in Lhassa, ob es nur ein Bündnis oder schließlich zunächst allein die Ausschließung jedes anderen Einflusses sein wird, das sind hierfür Fragen zweiten Ranges.

Wieweit England mit seinem Vorgehen noch andere als nur verteidigende Pläne hat, läßt sich einstweilen nur mutmaßen; es betont selbst nach wie vor, daß ihm viel an des tibetischen Handelsmarktes gelegen sei. Gewiß kann man das dem bewußt und immer sich als solches gebenden

Über weiterschauende Pläne dabei.

Handelsvolke glauben. Wahrscheinlich aber gehen die Gedanken noch sehr viel weiter. Es ist immer Englands große Kunst gewesen, rechtzeitig neue Ansatzpunkte zum späteren Eingreifen in günstige Entwickelungen zu gewinnen. Die großartigste handelspolitische Entwickelung aber, die vorauszusehen, wird die kommende Erschließung Ostasiens sein. Trotz des englisch-deutschen Abkommens von 1900 hat England seine Ansprüche auf das Gebiet des Yangtsekiang, den wertvollsten Teil des chinesischen Reiches, als Interessensphäre nicht aufgegeben. Osttibet aber ist das Ursprungsgebiet des mächtigen Stromes; hier würden sich, wenn es in Englands Hand fiele, dann die indische und ostasiatische Einflußzone zu einem ungeheuren Halbringe vereinigen, der, Asiens reichste und bevölkertste Gebiete verbindend, vom indischen Meere sich bis zum pazifischen erstreckt.

Die Vorgänge der Expedition.

Soviel über die inneren Beweggründe zu dem Vorgehen Englands. Es ist nun nicht die Aufgabe der vorliegenden Schrift, die Geschichte der gegenwärtigen englischen Expedition zu schreiben, sondern nur die Grundlagen zu ihrem rechten Verständnis zu liefern. Daher seien die einzelnen Vorgänge bei derselben bis zur Gegenwart nur in Kürze zusammengestellt.[65])

Lord Curzons Aktionsplan.

Bereits im Februar 1902 entwirft Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, in einem Memorandum den Plan, auf dem das heutige Vorgehen beruht. Die unerledigten Fragen des Vertrags von 1890 sollen wieder aufgenommen werden. Lehnt Tibet Verhandlungen ab, so soll zunächst das Tschumbi-Tal besetzt werden, um die Regierung in Lhassa zu solchen zu zwingen.

Eine Bereisung der ihrer Festlegung noch immer harrenden Grenze von Sikkim gegen Tibet durch den Kommissar White im Sommer 1902 blieb ganz ohne Beachtung in Tibet.

Januar 1903 empfiehlt Lord Curzon deshalb, nunmehr energischer vorzugehen und die Verhandlungen drohend und wenn möglich in Lhassa selbst zu führen. Vor allem, wie er sich deutlich ausspricht, um zu prüfen, ob und wie weit „eine andere Großmacht" — d. h. Rußland — hier im Spiele sei. „Wir müssen", sagt er, „unsererseits die Initiative ergreifen, um der Gefahr entgegenzuarbeiten, von der wir die britischen Interessen in Tibet für direkt bedroht halten." Um den aus dem unklaren Verhältnis zwischen Tibet und China entspringenden Schwierigkeiten vorzubeugen, seien die Verhandlungen nur mit den tibetischen und chinesischen Bevollmächtigten zugleich zu führen. Der englischen Gesandtschaft sei eine bewaffnete Eskorte mitzugeben, genügend stark, um jeden Widerstand auf dem Wege nach Lhassa abzuschrecken.[66])

Wie erwartet, riefen Englands Absichten sofort einen scharfen Notenwechsel mit dem russischen Kabinett hervor, im Verlauf dessen es gelang, von Rußland die bündige Erklärung zu bewirken, daß weder ein russisches Abkommen irgend welcher Art mit oder über Tibet, noch die Absicht, ein solches zu schaffen, bestehe. Konnte diese Versicherung natürlich für England politisch keine dauernde Gewähr der Sicherheit bilden, so gab es ihm doch andrerseits formell inbezug auf Rußland in Tibet freie Hand, und so erhielt Lord Curzon jetzt von London die Erlaubnis, die von ihm beabsichtigten Verhandlungen mit der Behörde von Lhassa in einem tibetischen Orte, nämlich in Kamba-dschong, unmittelbar nördlich von Sikkim, jenseits des Kongralamo-Passes, zu beginnen. Ein weiterer Verhandlungsgegenstand sollte dabei einstweilen die Eröffnung des wichtigen Gyangtse als Handelsmarkt sein.

Im Juli 1903 ging zunächst der Grenzkommissar White, dann als Führer der Gesandtschaft der Oberst Younghusband mit einer Eskorte von 200 Mann eingeborner indischer Trup- Die Mission nach Kamba-dschong.

pen nach Kamba-dschong ab. Weitere 300 Mann blieben als Rückendeckung in Tangu am Latschen-Fluß in Sikkim zurück. (Vgl. für diese und die folgenden Vorgänge die Schilderungen, der Örtlichkeiten S. 81 f, u. 122 f).

Die Wahl des Unterhändlers darf als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Schon als junger Offizier hat sich Younhusband durch große Forschungsreisen in Innerasien einen ehrenvollen Namen und eine eingehende Kenntnis der dortigen Völker erworben, die geographische Gesellschaft in London hat ihm die große goldne Medaille verliehen, die Regierung ihn zum britischen Residenten in Kaschgar gemacht.[67])

Die Kommission kam in Kamba-dschong jedoch ebenfalls zu keinem Ergebnis. Die anfangs eingetroffenen Unterhändler blieben wieder weg, ein passiver Widerstand der Bevölkerung verhinderte weiteres Vorgehen. Monate verflossen in tatenlosem, für England wenig schmeichelhaftem Warten.

Endlich ergriff Lord Curzon die Gelegenheit, daß die Tibeter eine von Nepalesen der Expedition zugeführte Proviantkolonne wegtrieben, um, am 6. November, die Ermächtigung zu gewaltsamen Vorgehen in der Richtung des von ihm entworfenen Planes zu erhalten.

Russische Proteste zurückgewiesen.

Sofort erfolgen von russischer Seite neue lebhafte Proteste. Jetzt aber — wo Rußlands östliche Schwierigkeiten immer deutlicher hervortraten — wurden sie von London aus mit einer Zurückweisung von unerhörter Schärfe beantwortet. In der Depesche des Marquis of Landsdowne hieß es unter anderen, es erscheine äußerst seltsam, „daß diese Vorstellungen von der Regierung einer Macht erhoben werden, die nirgendwo in der Welt und niemals gezögert hat, auf Nachbargebiete überzugreifen, wenn die Umstände es zu erfordern schienen. Wenn die russische Regierung ein Recht

hätte, sich darüber zu beklagen, daß wir Schritte tun, um durch Vorrücken in tibetisches Gebiet Genugtuung von den Tibetern zu erlangen, welche Sprache wären wir dann nicht angesichts der russischen Übergriffe in der Mandschurei, Turkestan und Persien zu führen berechtigt!"

Die Mission über das Tschumbi-Tal nach Gyangtse.

Mitte Dezember rückte in Sikkim eine neue, Younghusband unterstellte Expedition auf der bekannten, lange für solchen Zweck vorbereiteten Heerstraße zum Dschelep-Paß vor mit der Aufgabe, über das Tschumbi-Tal zunächst bis Gyangtse zu gehen, um den Beginn von Verhandlungen zu erzwingen. Die Truppe bestand aus dem 23. indischen Pionier-Bataillon, dem halben 8. Gurkha-Regiment, einer halben Kompanie Madras-Sappeure, einem Zug englischer Artillerie mit zwei siebenpfündigen Geschützen, einer Abteilung des englischen Norfolk-Regiments, zwei Lazarettzügen und einem Maschinengewehr. Im ganzen nicht über 3000 Mann.

Bei außerordentlicher Kälte wurde der Dschelep-Paß überschritten und das Tschumbi-Tal besetzt. Als dies noch keinerlei Entgegenkommen der tibetischen Behörden zeitigte, wurde im 15700' hohen Tangla-Paß auch die große Wasserscheide überwunden und damit der Eintritt in das Tal von Gyangtse gewonnen. Man kann diese Übergänge der britischen Truppe zur Winterzeit als außerordentliche Leistung nur rückhaltslos bewundern. Die Legung eines Feldtelegraphen sicherte die rückwärtige Verbindung mit Kalkutta.

Im Lager von Thuna, nördlich vom Tangla-Passe, wird zunächst für mehrere Monate Rast gemacht, wohl um eine günstigere Jahreszeit abzuwarten. Weder ein chinesischer noch ein tibetischer Bevollmächtigter erscheint; dagegen rücken endlich tibetische Truppen auf dem Wege nach Gyangtse an, etwa 1500 Mann unter einem General aus Lhassa sichtlich in der Absicht, den Weitermarsch der Engländer zu verhindern.

Die Gefechte bei Guru.

Younghusband zieht am 31. März mit seiner unter dem Befehl des inzwischen mit Verstärkungen ihm nachgesendeten Generals Macdonald stehenden Eskorte ihnen entgegen auf Guru zu. In breiter Linie quer zur Marschrichtung der Engländer hatten sich die Tibeter noch vor diesem Orte hinter einem breiten aufgeworfenen Wall aufgestellt. Younghusband gab den Befehl, sie aus dieser Stellung zu verdrängen. Wie eine Herde Schafe, heißt es, ließen sich die Tibeter umgehen und völlig umzingeln, sodaß die englischen Offiziere keinen Widerstand mehr erwarteten. Als sie aber zur Übergabe der Waffen aufgefordert wurden, eröffneten sie plötzlich in fanatischer Heftigkeit mit Schwertern und Gewehren das Handgemenge und kämpften mit außerordentlicher Todesverachtung. Bei ihrer ungünstigen Stellung und sehr mangelhaften Bewaffnung wurden sie jedoch rasch durch das Feuer der Gegner in die Flucht geschlagen. Noch einmal versuchten sie bei Guru Widerstand, wurden aber auch hier aus ihren Stellungen geworfen. Ganz wie im Feldzuge von 1888 gab es auf englischer Seite anscheinend gar keine Tote, sondern nur Verwundete; dagegen schätzt man den Verlust der Tibeter auf 300 Tote und zahlreiche Verwundete. Nach anderen Nachrichten verloren die Engländer etwa 10 Mann, die Tibeter 4—500, ja vielleicht noch mehr. Auch der tibetische General, der nach einer Darstellung eigenhändig das Gefecht eröffnet hatte, fiel.

Die Engländer in Gyangtse.

Auf die Nachricht von dieser Niederlage zogen sich weitere tibetische Truppen, etwa 2000 Mann stark, die schon im Herannahen waren, gegen Gyangtse zurück und die Expedition Younghusbands folgte ihnen nach. Sie erreichte die Stadt Gyangtse, nahm sie ohne Widerstand ein, und pflanzte die englische Fahne auf der den Berg überragenden Höhe auf.

Hier verschanzte sich die Expedition, um die weitere Entwickelung abzuwarten. Sie trat zunächst in einen friedlichen Verkehr mit den Eingeborenen, vergeblich aber erwartete sie auch hier die Ankunft tibetischer oder chinesischer Bevollmächtigter. Der Widerstand der Tibeter war durch die neue Erfahrung mit der Kriegsführung der Europäer keineswegs gebrochen. Im Gegenteil, die Lama-Hierarchie bewies eine unerwartet zähe Widerstandskraft. Wanderprediger, heißt es, zogen durch das Land und riefen das Volk zum heiligen Krieg gegen die Fremden. Neue Truppenmassen zogen von Schigatse heran und verschanzten sich unweit Gyangtse. Anfang Mai kam es zu Angriffen auf die englische Position, die wieder unter großen Verlusten für die Tibeter zurückgeworfen wurden. Allein immer neue Scharen schleppte die Regierung des Dalailama heran, so daß die Engländer eine Zeitlang sogar in bedenkliche Lage gerieten, sich als Belagerte verteidigen und Verstärkungen aus Indien abwarten mußten. Wieder stockte somit der Zug fast zwei Monate hindurch.

Das Gefecht bei Gyangtse.

Endlich, am 28. Juni, gingen die Engländer aktiv vor und griffen die Tibeter an, die in großer Stärke sich auf der linken Seite des Gyangtse-Flusses verschanzt hatten. Den ganzen Tag wurde gekämpft und der Feind aus all seinen Positionen vertrieben.

Die Schwere der Niederlage war so groß, daß jetzt, am folgenden Tage, Tibeter mit einer Parlamentärfahne kamen und um Waffenstillstand baten. Sie kündigten die Ankunft eines Unterhändlers von Lhassa an. Youngshusband ging darauf ein und wartete von neuem im Gyangtse der Bevollmächtigten, die da kommen sollten.

Vormarsch auf Lhassa.

Wie vielfach vermutet wurde, scheint dies aber nur ein neues orientalisches Hintanhalten gewesen zu sein. Mitte Juli riß daher dem englischen Unterhändler die Geduld, er befahl

den Vormarsch nach Lhassa auf der großen Straße von Gyangtse über den Paß Kharo-la das Nordufer des Yamdok-tso und den Khamba-la. Nach den letzten Nachrichten bei Niederschrift dieser Zeilen (23. Juli 1904) haben sie den ersten höheren der beiden Pässe ohne erheblichen Widerstand bereits überschritten und, nur noch etwa 160 km von Lhassa (Berlin—Halle = 162 km) entfernt, ein Lager aufgeschlagen.

Daß sie jetzt weder durch Gewalt noch Diplomatie sich abhalten lassen werden, Lhassa selbst zu betreten, ist im gegenwärtigen Stadium der Entwickelung nicht mehr zu bezweifeln. Und es ist nicht unmöglich, daß es bereits geschehen ist, wenn diese Schrift die Presse verläßt.

Nachwort.

Das im Schlußsatz Erwartete ist eingetroffen: Noch vor Druckvollendung ist die englische Expedition — am 3. August 1904 — ohne weitere Kämpfe vor der heiligen Stadt angelangt und hat in ihrem Angesicht am Kitschu ein Lager anfgeschlagen. Nach den ersten telegraphischen Berichten [68]) entspricht der Anblick der offenen, in grüne Haine von Pappeln und Weiden eingebetteten Stadt, überragt und majestätisch beherrscht von der fremdartig gewaltigen Potala-Burg, ganz dem Bilde, das wir nach älteren Quellen uns davon gemacht haben. Ein anscheinend anfänglich geplanter letzter Widerstand bis aufs Messer vor den Toren der bisher unnahbaren Stätte unterblieb; am 4. August bereits konnte Oberst Younghusband, zur Erwiderung des von chinesischen Amban

ihm abgestatteten Besuchs, mit einer Eskorte ungehindert in die Stadt einreiten — der mystische Bann von Lhassa ist gebrochen, unfraglich für immer!

Ohne Zweifel ist die Ankunft der Engländer vor und in der Stadt des Dalailama ein Ereignis von epochaler Bedeutung für die Geschichte Asiens, dessen weiteren Folgen man mit der größten Spannung entgegensehen darf. Allein die englische Expedition ist damit nicht zu Ende. Es wird für England nun darauf ankommen, die politischen Früchte der — das muß ehrlich anerkannt werden — glänzend durchgeführten militärischen Aktion zu sichern, und das wird noch manche Schwierigkeiten und vielleicht unvorhergesehene Zwischenfälle mit sich bringen. Schon jetzt zeigt es sich, daß die einheimischen Behörden die diplomatischen Verschleppungskünste noch immer fortzusetzen bemüht sind. Und vor allem eins — der Dalailama selbst ist nicht gestellt worden, er ist aus Lhassa entflohen, noch unsicher, wohin!

So dürfen wir denn jetzt mehr als je gespannt sein, was nun geschehen wird.

Anfang August 1904. **Dr. Georg Wegener.**

Anmerkungen.

Eigene Beobachtungen konnten für die vorliegende Arbeit insofern mit verwertet werden, als der Verfasser im Jahre 1898 im „unabhängigen" Sikkim gereist ist. Er kennt daher z. T. aus eigener Anschauung die Landschaft des Himalaya und zwar gerade in dem Bereich, der heut die Basis des englischen Vorstoßes bildet; ferner auch einiges von der Rasse und Kultur der Tibeter, denn die Bevölkerung Sikkims ist diesen in beidem sehr nahe verwandt, und insbesondere gehören die vom Verfasser besuchten Bergklöster bereits der tibetischen Lama-Kirche an.

Die Darstellung des eigentlichen Tibet dagegen beruht auf langjährigen Studien der zentralasiatischen Literatur, über die des Verfassers frühere Arbeiten:

Versuch einer Orographie des Kwenlun-Gebirges (Ztschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1893 m. 2 Karten.)

Die Entschleierung der unbekanntesten Teile von Tibet und die tibetische Zentralkette (v. Richthofen-Festschrift, Berlin 1891).

Nordtibet und Lob-nur-Gebiet nach der Darstellung des Ta-thsing-i-thung-yü-thu. Im Verein mit Karl Himly. (Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1893 m. 1 Karte.)

Über die Fortschritte der Forschungen in Asien (Wagners Geogr. Jahrbuch).

Lhassa (Globus 1904).

Tibet, Lhassa und die Wege dahin (Ztschr. „Asien" 1904).

nähere Nachweise geben. Diese Arbeiten liegen auch hier mit zugrunde.

Von fremden zusammenfassenden Darstellungen über Tibet wurden besonders benutzt

Cl. Markham: Narratives of the Mission of George Bogle to Tibet and of the Journey of Thomas Manning to Lhasa. 1876. Sec. Ed. London 1879 (Einleitung).

Ganzenmüller, Tibet. Stuttgart 1877.

v. Richthofen, China, Bd. I. Berlin 1877.

Reclus, Géographie Universelle, Bd. VIII. Paris 1882.

Sievers, Asien. Leipzig 1892.

Vivien de St. Martin, Nouv. Dictionnaire de Géographie Universelle t. VI. Paris 1894 (Artikel: Tibet).

Als ausgezeichnete Bibliographie über Tibet sei die Zusammenstellung empfohlen, die am Schluß des genannten Artikels im Wörterbuch Vivien de St. Martin's sowie in dessen Fortsetzung im Bd. II des „Supplément" dazu gegeben wird. Wenn aber an der letztgenannten Stelle, die auch meine obenerwähnte Arbeit „Entschleierung von Tibet etc." aufführt, hinzugesetzt wird, diese beruhe z. T. auf dem Artikel „Tibet" im Bd. VI des Diktionnaire, so ist das ein Irrtum, denn dieser Bd. VI trägt die Jahreszahl 1894, während meine Arbeit bereits im Januar 1893 für die v. Richthofen-Festschrift (zum 3. Mai d. J.) in Druck gegeben werden mußte. Die Veranlassung dieses Irrtums liegt wohl darin, daß vielmehr jener Artikel Tibet in Bd. VI mannigfach meine eigene Kwen-lun-Arbeit von 1891 verwertet, auch an Stellen, wo er sie nicht besonders zitiert. Auf derselben beruht aber z. T. auch meine zweite Arbeit, die einige Gedanken der ersten weiterführt.

Endlich seien nachstehend noch einige besondere Nachweise gegeben, deren Verfolgung vielleicht für die Lektüre von Interesse ist. (s. die Noten im Text.)

1) Für diese und verschiedene andere in vorliegendem Abschnitt vorgetragenen Anschauungen findet sich nähere Begründung in des Verfassers zuvor genannter Abhandlung: „Entschleierung von Tibet etc."

2) Tronnier in Ztschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1904, S. 228 ff.

3) Huc: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine pendant les années 1844, 45 et 46, 2. Aufl. Paris 1853.

4) v. Richthofen: China I. S. 661.

5) Ritter: Asien II. S. 466 und III. 244.

6) Ausführlich über sie von Risley in Gazetteer of Sikhim, Kalkutta 1894, S. VIII f.

7) Cl. R. Markham: Memoir on the Indian Surveys. London 1878. Kap. II.

8) Bonvalot: A travers le Tibet inconnu 1892, S. 126 ff.

9) Wegener: Die Entschleierung der unbekanntesten Teile von Tibet und die tibetische Zentralkette. S. 30 ff.

10) Nach Strachey; s. Schiern: Über den Ursprung der Sage von den goldgrabenden Ameisen. Vortr. in d. Kgl. Dän. Akad. der Wissensch. Deutsch Leipzig 1873, S. 37 Anm.

11) Waddell: Among the Himalayas. Westminster 1900, S. 207. S. auch 221.

12) Vivien de St. Martin: Dictionnaire de Géographie etc. Bd. VI. S. 588.

13) Berl. Lokalanzeiger vom 16. April 1904.

14) Sven v. Hedin: Der englische Angriff auf Tibet. In der „Woche" vom 18. Juni 1904, S. 1084.

15) Vivien de St. Martin: a. a. O. S. 589 f.
16) Schiern, a. a. O. (s. Note 10) S. 34 ff.
17) Rektoratsrede 1903.
18) Waddell, a. a. O. S. 272.
19) Ebda. S. 171 u. 277.
20) Huc: Souvenirs etc. II. S. 106 u. 112.
21) a. a. O. S. 110.
22) Waddell, Buddhism of Tibet. London 1895. S. 171.
23) Grünwedel: Mythologie des Buddhismus in Tibet etc. Leipzig 1900 S. 76, 78.
24) Geographical Journal. London 1904 S. 93.
25) Hedin a. a. O. S. 1082.
26) Ausführliches über dieses besonders heilige Kloster s. in Sarat Chandra Das: Journey to Lhassa and Central Tibet. London 1902, S. 215 ff.
27) a. a. O. S. 228.
28) Abgebildet bei Waddell, Among the Himalayas etc. S. 267.
29) Freshfield, The roads to Tibet, Geogr. Journ. Vol. 23. 1904 S. 79 ff.; Waddell, a. a. O. Kap. 5, 6, 8; s. auch Globus 1904 a. m. O.
30) Bes. nach Ganzenmüller, Tibet, S. 68 ff.
31) Näheres über diese Straße in des Verfass. „Entschleierung der unbekanntesten Teile Tibets etc." S. 20 u. 31.
32) S. d. Karte zu Grenard, Dutreuil de Rhins, Mission scientifique dans la Haute Asie. Paris 1898, Atlas.
33) Waddell wurde bei seinem Empfang im Königspalast zu Tumlong Ziegeltee aus Tibet bereitet. S. Waddell, a. a. O. S. 143.
34) Vivien de St. Martin, Dictionnaire, S. 594.
35) Waddell, Buddhism of Tibet, S. 301 Anm. 1.
36) Franke, Beschreibung des Jehol-Gebietes. Leipzig 1902, S. 54.
37) Huc, Souvenirs etc. II. S. 244.
38) S. von Hedin, Im Herzen von Asien, Leipzig 1903 II. S. 317.
39) Sarat Chandra Das, Journey to Lhasa and Central Tibet. London 1902, S. 146. Eine photogr. Gesamtansicht Lhassas, nach Tsilikow, s. Iswestija 1903 Heft 3.
40) Waddell, Budhism. etc. S. 301 f. Hier auch ein Grundriß nach Georgi.
41) La Géographie. Paris, Bd. 4, S. 246.
42) Kawagutschi in Century Magazine, Bd. 67, S. 390.
43) Geogr. Journal. London 1901 I. S. 94.
44) Janschk. Erläut. Bemerk. zu den in Hucs Souvenirs etc. vorkommenden tibetischen Wörtern und Namen. (Ztschr. d. dtsch. morgenld. Gesellsch. XXIV. Leipzig 1870) S. 630.
45) Eine hübsche Aufnahme anderer Herkunft findet sich im Geogr. Journal 1901 Vol. II u. bei Sarat Chandra Das a. a. O. S. 166.
46) Sarat Chandra Das a. a. O. S. 169.

47) Vgl. des Verfassers Aufsatz „Lhassa. Ein Mahnwort in letzter Stunde". Berl. Tageblatt v. 25. April 1904 Nr. 204.

48) Markham, Narrative etc. S. 265.

49) Sarat Chandra Das, a. a. O. S. 166 ff.

50) Nach Freshfield (Geogr. Journal. London 1904 I. S. 79 Anm.) ist er 1874 geboren, 1893 mündig geworden und jetzt also 30 Jahre alt. Die weiter unten angeführte Angabe Kawagutschis dagegen stimmt zu der des Pandits.

51) Century Magaz. a. a. O. S. 389.

52) Die Quellen für die Geschichte Tibets sind außer den eingangs genannten Gesamtdarstellungen insbesondere noch Helmolt: Weltgeschichte, Bd. II a. versch. O., obige Stelle, S. 166; ferner Grenard: Dutreuil de Rhins' Mission scientifique dans la Haute Asie 1890—95 Vol. II. Paris 1898, S. 327 ff.

53) Grenard a. a. O. S. 431.

54) a. a. O. S. 423 ff.

55) a. a. O. S. 427.

56) Geogr. Journal. London 1904 I S. 96.

57) Waddell: Among the Himalayas S. 414 f.

58) S. A. Wirth: Weltgeschichte der Gegenwart. Berlin 1904, S. 333 ff.

59) In der „Woche". Berlin, 18. Juni 04, S. 1085.

60) Century Mag a. a. O. Hedin dagegen glaubt an die offizielle Sendung von russischen Gewehren nicht („Woche" a. a. O.), er sucht ihr Vorhandensein aus privatem Handel von Kalmücken und Tungusenpilgern zu erklären.

61) Eine vorläufige Schilderung dieser Stätten von seinem eigenen Besuch gab der Verf. in der Ztschr. „Mutter Erde" Bd. I, S. 489 ff. Das eigentliche Reisewerk steht noch aus.

62) C. Risley, Gazetteer of Sikhim, Calcutta 1894 S. I ff; Waddell, Himalayas S. 144 ff. u. a. a. O.

63) Return of Statistics relating to Trade with Tibet since the date of the signing of the convention of 1890 etc. Ordered by the House of Commons to be printed 12. February 1904.

64) Sven v. Hedin a. a. O.

65) Nach Zeitungen und Zeitschriften, wie: Times, Köln. Ztg.. Berl. Tageblatt, Berl. Lokalanzeiger, Geogr. Journal, Globus, Ostasiat. Lloyd, Woche u. a. m.

66) Ostasiat. Lloyd v. 1. 4. 04.

67) Vgl. über ihn sowie über Lord Curzon die sehr interessanten und von warmer Verehrung diktierten Bemerkungen Hedins in „Woche" 1904 S. 1085 u. 1086.

68) The Times v. 8. 8. 04.

13

ER-A

86

